

Wiener Stadt-Bibliothek

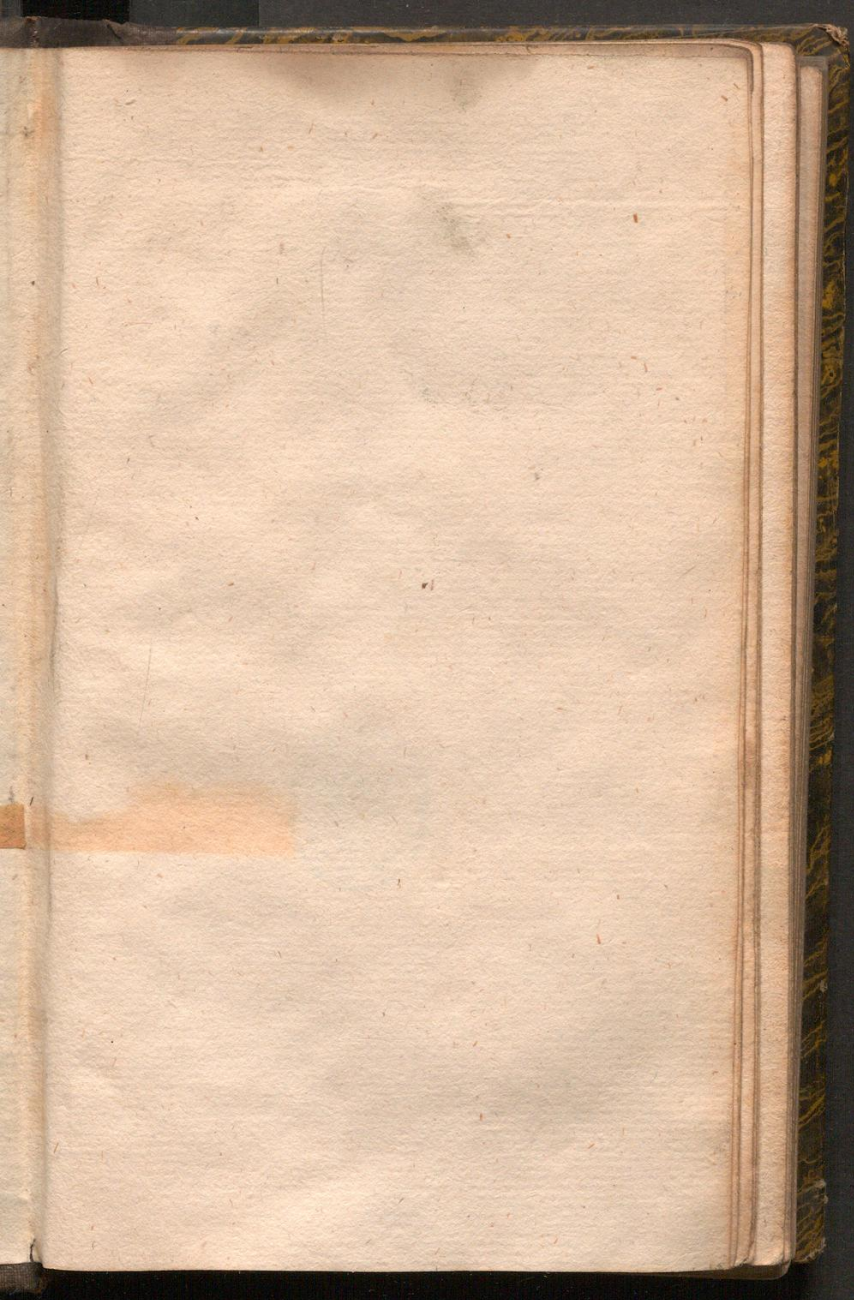
T 8299/1 A

7839

2 Vol.

A VII  $\frac{2}{4}$













No. 1. fol.

J. Blawette sc.

Ja Wirklichkeit, Wirklichkeit aller,  
liebster Schwärmer!



Robert und Elise;  
oder  
die Freuden der höheren Liebe.

---

VOM  
Verfasser des Hallo.

---

Erster Theil.



Wien,

— \* —  
bey B. P. Bauer,

1797.

7839

Sintenis





---

**J**unge kraftfühlende Menschenwelt, heilig sey dir der Unterschied zwischen höherer und niederer Liebe! Jene nur ist Vorzug für dich; diese hast du mit der Insectenwelt gemein. — —

Leser, wer du auch seyst, liebst du bloß als Insect, so mache dieß Buch wieder zu! Liebst du aber als Mensch, lies weiter! —

In einer der Gegenden Deutschlands lebte ein arbeitsames und frommes Menschenpaar so lange glücklich und froh, bis es dem benachbarten Grundbesitzer einfiel, Ansprüche auf seinen Weinberg zu machen. Die Armen verloren Alles, was sie hatten, und erhielten zum Ersatz dafür die Erlaubniß, auswandern zu dürfen. Sie wanderten, ihr Kind an der Hand, dahin und begaben sich in ein protestantisches Land. Da starb bey dem Eintritt auf die Grenze der Vater, und nach

vierzehnen Tagen, in einer kleinen Landstadt, die Mutter. Den jungen Robert, einen Knaben von zwölf Jahren, brachte man nach der Residenz wo ihn der wackere alte Fürst unter die Zahl seiner Waisenkinder aufnahm.

Das Waisenhaus hier unterschied sich sehr von den gewöhnlichen. Es lag auf einer beträchtlichen Anhöhe, von der man die Aussicht in eine weitausgedehnte Landschaft hatte. Rund um selbiges her zog sich ein dazu gehöriger großer Garten, in welchem sämtliche Waisen ihr bestimmtes kleines Gärtchen hatten, das sie in den Freystunden baueten. Die Kinder wurden sehr reinlich und gut gehalten, und man ließ sie nicht nur arbeiten, sondern unterrichtete sie auch in den nöthigsten Kenntnissen des bürgerlichen Lebens. Die Arbeit bestand im Strumpffstricken, dessen Ertrag mit zur Erhaltung der menschenfreundlichen Anstalt verwendet ward. Der Waisenvater war ein sehr humaner Mann, der, weil er selbst keine Kinder hatte, die sämtlichen Waisen als seine Kinder zu betrachten pflegte. Sobald eine neue Waise ankam, ließ er sie erst von Kopf bis zum Fuß reinigen und neu kleiden; hernach nahm er sie allein in seine Stube, sprach ihr Trost zu, ermahnte sie und machte sie mit den Gesetzen und mit der



Ordnung bekannt, welche sie zu beobachten hätte; dann führte er sie an der Hand unter die übrigen, die ihr gleich nach der Reihe den Bruder- und Schwesterkuß geben mußten, und hielt eine kleine Rede dabey. So oft eine Waise abging, gab er der ganzen Familie ein Fest; alle tanzten sie und er strich selbst die Geige dazu; der Abgehende ward dann von ihm noch beschenkt, und er machte es ihm zur unvergeßlichen Pflicht, einst, wenn Gott ihn vorzüglich segnen sollte, gegen das Waisenhaus dankbar zu seyn. Wöchentlich hielt er, ohne Befehl dazu zu haben, einige Erbauungsstunden, die er sehr vernünftig einzurichten wußte, und benutzte alsdann zugleich die Kraft der Religion, um solche Kinder, welche aus Leichtsinne gefehlt hatten, männlich liebevoll zurechtzuweisen. Alle hatten sie ihn daher sehr lieb, nannten ihn Vater und folgten ihm überall aus Liebe. Der Fall kam gar nicht vor, daß er zu harten Zuchtmitteln greifen mußte; vielmehr, wenn auch das wildeste Kind ins Institut kam, so war es nach den ersten vier Wochen gleich durch den Umgang mit den übrigen wie umgeschaffen.

Robert war ein lieber Knabe. Er hatte einen vielversprechenden Wuchs, einnehmende Gesichtszüge, ein Paar blaue geistvolle Au-

gen und schönes blondes Haar. Auf einem Weinberge geboren und gezogen, war er noch ganz natürlich in seinem Betragen, ohne bäurisch zu seyn, wußte von keiner Verstellung und war nicht glücklicher, als wenn er mit seinem Strickstrumpf sich ans Fenster setzen durfte, wo er die schöne Aussicht hatte. Gleich, als ihn der Waisenvater zum ersten Mahle sah, hatte er ihn lieb, drückte ihn an sein Herz und sprach — „dich muß man lieb haben; Gott segne dich, du bist ein netter Knabe.“ In seinen Blicken lag bey allem Geist und Feuer, wenn er so für sich saß, doch etwas, das wie Traurigkeit schien. Man erklärte es anfangs für Sehnsucht nach seinen Altern; aber es dauerte fort und war etwas ganz anderes. Es war Anlage zu ernsthaften Nachdenken, zu Sympathie mit jeder stillen Schönheit und zu sanfter Schwermuth. Oft wand sich aus seinem Busen, wenn er am Fenster saß und in die grosse Schöpfung hinein schauete, ein tiefer Seufzer hervor, und wenn er gefragt ward, warum er seufzte, so wußte er von nichts. Spielten die übrigen Kinder einmahl Ball oder Verstecken, so war er für sich allein; sein Gärtchen aber war das blumenreichste und geschmackvollste unter allen. In den Lehrstunden zeigte er unter Allen die größ-



beste Geistesfähigkeit, und in den Erbauungsstunden die ungeheuchelteste Frömmigkeit.

Noch im ersten Jahre geschah es, daß er auch einmahls im Garten nachdenkend auf und nieder wandelte, während daß auf dem grossen Rasenplaz Ball gespielt ward. Der Waisenvater, welcher die Kinder bey dem Spiel von weitem zu beobachten pflegte, winkte ihn in die Laube, wo er sich unbemerkt niedergesetzt hatte, zu sich.

„Warum spielst du denn nicht mit, Robert?“

Robert. Guter Vater, ich finde kein Vergnügen daran. Ich gehe lieber so im schönen Garten umher und habe meine Gedanken für mich.

„Was denkst du denn, wenn du so umher gehst?“

Robert. Ach gewiß nichts als Gutes. Vom Bösen bin ich kein Freund, und ich wollte, daß es kein Mensch wäre. Wenn die Menschen alle recht gut wären, was für ein herrliches Leben müßte es auf der Erde seyn! Sie ist ja so wunderschön. Den Gedanken habe ich schon tausendmahl gedacht, als ich noch mit meinen Altern auf dem Weinberge war, wo man sich auch weit umsehen

Könnte, und so fällt er mir hier immer wieder ein, wo eine eben so schöne Aussicht ist.

„Sehe dich zu mir, lieber Robert. Also — das dachtest du vorhin! Nun, so wirst du gewiß auch ein recht guter Mensch einmahl werden wollen; denn siehst du wohl, wenn es Alle werden sollen, so muß jeder Einzelne sich bestreben, es zu werden.“

Robert. (unwillkürlich ihm beide Hände reichend.) O das werde ich gewiß! Wenn ich kein guter Mensch werden wollte; wer sollte es dann werden? Ich bin ja als ein verwaiseter Fremdling hier aufgenommen worden, bin der einzige der Art im ganzen Waisenhause, und habe es hier so gut, wie es alle die Übrigen haben, welche aus dem Lande sind. Das muß doch ein erstaunend guter Herr seyn, der alte Herr Fürst.

„Das ist er auch; bete nur fleißig für ihn.“

Robert. Das thu' ich auch; so oft ich bete, schlüsse ich ihn ins Gebet mit ein. Wenn ich ihn nur einmahl sprechen könnte!

„Wenns vor zehen Jahre wäre, da könnt es geschehen; da kam er alle vier Wochen einmahl aufs Waisenhaus und sah zum Rechten. Nun ist er zu alt dazu. Aber — was wolltest du ihm denn sagen?“



Robert. Ich wollte ihm gern meinen Dank dafür abstaten, so gut ich könnte, daß er mich als einen ausländischen Knaben seinen armen verwaiseten Landeskindern gleich gemacht hat. Nun werde ich doch ein Mensch; was würde sonst aus mir geworden seyn? Ich habe solche arme fremde Waisen genug gesehen, die sich aus einem Lande ins andere bettelten, und hatte immer Mitleiden mit ihnen. Einmahl brachte ich meinen Altern auch so einen verlassenen Knaben, der, wer weiß wie weit her war; er war ein ganzes Jahr bey uns, konnte aber nicht wieder gesund werden. Da starb er bey uns, und ich habe ihn auf seinen Krankenbette recht gepflegt, und er ließ meine Hand nicht eher los, als bis er todt war.

„Das hast du gethan? Siehe, so hat dir Gott wieder vergolten. Vergiß diesen Zug seiner Vorsehung nicht und vertraue recht auf ihn, (klopft ihm unter Freudenthränen die Backen.)“

Robert. Dazu haben mich meine Altern auch immer angehalten; besonders unterwegs, als wir fast nackend und bloß hieher wanderten. Aber es ist doch eine sehr schöne Sache mit den Waisenhäusern. Wenn diese nicht

wären, was fingen armer Leute Kinder wohl an, wenn ihnen die Ältern stirben?

„Du guter Sohn, sie sind nicht alle so, wie dieses. Du kannst lange reisen, ehe du wieder so eines antriffst. In vielen andern werden die armen Kinder wie die jungen Thiere gehalten, dunsen durch unreine Luft auf, werden durch Wollarbeiten auffäßig, leben voll Ungeziefers, vergehen bey schlechter Kost und schleichen blaß und bleich umher, wie die Schatten. Die Hauptsache ist, daß unser alter Herr sich etwas kosten lasset. Hier heißt's nicht, so und so viel habt ihr und damit sehet zu, wie ihr fertig werdet; sondern, wenns Jahr um ist, legt der Fürst aus seiner Kammer zu, was fehlt. Wenn er einmahl wird todt seyn, wer weis, wie es dann wird?“

Robert. Nun, der liebe Gott wird ihn schon noch eine Zeitlang erhalten. Und den lieben Waisenvater auch. Wenn der Fürst noch so viel an uns thäte — ich sehe ja doch wohl ein, daß es durch Ihre Hände erst gehe — so würde uns das alles nichts helfen: wenn es in Ihren Händen kleben bliebe.

„Du treuherziger Bursche, komm und küsse mich. Ja, ja, du hast wohl Recht. In zwanzig Jahren kann der Waisenvater auf so



einem Waisenhause, wie dieses ist, ein reicher Mann werden, wenn er sonst will; aber verflucht sey solcher Reichthum! Das ist, als wenn man die Blutstropfen aus den Adern der Waisenkinder zusammenschöpfte und die Lebenshauche aus ihrer Brust sammelte, um Geld daraus zu machen."

Robert, der noch immer an seinem Halse hängt. Ach guter Vater — guter Waisenvater!

„Du machst mich zu weich, Robert. Geh in dein Gärtchen und pflanze Blumen. Das können Waisenkinder auch nur selten. Danke nun Gott nicht bloß dafür, daß du auf ein Waisenhaus kamst; danke ihm besonders dafür, daß du auf dieses Waisenhaus kamst. Deine Ältern konnten eben so gut in zehen andere Länder wandern; aber Gott wies ihnen den Weg hieher.“

Von dem Tage an gewann der Waisenvater Robert noch dreymahl lieber und fing an, ihm bey jeder Gelegenheit vor allen den übrigen auszuzeichnen. Er ließ ihn zuweilen an seinem Tische essen, hatte ihn oft stundenlang bey sich und nahm ihn manchmahl mit, wenn er in die Stadt ging. Auf Robert machte dieß alles ganz den zu erwartenden Eindruck. Er fühlte sich dadurch, wie in seiner Fröm-

migkeit und in seinem guten Betragen, so auch in seinem Fleisse, gestärkt. Der Waisenpræceptor konnte ihn nicht genug rühmen und schenkte ihm einige Bücher über die Naturkunde, welche er bey seinem Strickstrumpfe emsig las. Bald schrieb er auch auf dem ganzen Waisenhause die beste Hand. Ein ehemahliger Waisenknabe schickte zu Weihnachten einiges Geld, das als Christgeschenk unter die Kinder vertheilt werden sollte. Jedes Kind erhielt acht Groschen und Robert kaufte sich Vorschriften dafür. Da übte er sich an den Sonntagen so unermüdet darnach, daß er schon Lehrbriefe schreiben konnte. Er verdiente sich einige Thaler damit, sammlete sie bis zum nächsten Jahrmarke und kaufte einige Landschaftskupfer dafür, die er nun auch auf seine eigene Hand nachtrigelte. Eben so machte er es auch mit den Thierkupfern, welche in den Büchern befindlich waren, die der Præceptor ihm geschenkt hatte. „Um dich wär es Schade, sprach dieser deshalb einst, wenn du ein Handwerk lernen solltest. In dir steckt mehr, und du hättest längst etwas Besseres thun können, als stricken.“

Die Zeit kam, wo Robert, wie andere Waisenknaben, sich nun eine Profession wählen sollte, um zum Meister gebracht zu werden.



Er ward trauriger, als je. Sein Gärtchen grub er bloß um und besäete es mit Sommergewächsen, die noch nach ihm blühen sollten. In der Mitte machte er einen Grabhügel und pflanzte ein schwarzes Kreuz darauf. Täglich, wenn er in den Garten kam, setzte er sich auf den Grabhügel, umfaßte, das Kreuz und ging hernach hinter eine Hecke, wo er halbe Viertelstunden lang verweilte. Der Waisenvater hatte dieß bemerkt und schlich ihm einst an die Hecke nach, wo er ihn beten hörte, daß Gott ihm doch Mittel und Wege zeigen möchte, daß er es in der Welt weiter, als bis zum blossen Handwerksmanne; bringen könnte. „Dein Gebet soll erhört werden,“ sprach der Rechtschaffene bey sich selbst und ließ ihn nach einer Stunde zu sich rufen, mit dem Bedeuten, daß er seinen Strickstrumpf mitbringen möchte. Dieß pflegte das Zeichen zu seyn, wenn ein Kind aus dem Waisenhause entlassen werde sollte.

Robert erschien, tiefen Kummer in den Augen, Angstrothe im ganzen Gesicht, und den Strickstrumpf in der Hand.

„Da leg nun deinen Strumpf hin und sag, was für ein Handwerk willst du lernen?“

Robert. Gar keins. (säte ihm um den

Sals) Ach lieber Vater, nur kein Handwerk — ja kein Handwerk!

„Wovon wolltest du denn einmahl leben? Sey nicht wunderbarlich; ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Du wirst frey aufgedungen und frey losgesprochen, und führst du dich in der Lehre gut auf, so bekommst du einmahl auch noch einen guten Wanderpfennig.“

Robert. Das glaub ich alles wohl; aber ich habe keine Lust dazu. Schreiben kann ich ja schon; wenn ich noch zeichnen lernen könnte, so wollte ich mich einst gewiß damit nähren. Ich habe schon gedacht, daß ich an den alten Herr Fürsten schreiben wollte, daß er mich nur noch ein Jahr auf dem Waisenhause liesse; es gibt ja so viel gute Menschen hier, die dann monathlich wohl etwas dazu gäben, daß ich zeichnen lernen könnte.

„Das wollen wir näher haben. (hält ihn fest vor sich und blickt ihm eben so fest in die Augen) Willst du auch so ein guter Mensch bleiben, wie du jetzt noch bist?“

Robert, der die Hand des Waisenvaters auf sein starkklopfendes Herz legt. Ach ja; bey diesem Herzen, ja:

„Nun, so will ich dich zu mir nehmen und selbst für dich sorgen.“



Robert. (ganz durchdrungen) Das wäre ja zu viel, guter Vater; wie könnte ich das verlangen?

„Es geschieht dir dafür, daß du einst den armen Knaben so pflegtest. Nun pflegt dich Gott durch mich wieder.“

Robert ward vom Strom seiner Empfindungen so fortgerissen, daß ihn der Waisenvater erst gar nicht dazu bewegen konnte, daß er seine Sachen zu ihm herüber hohlte. Endlich brachte er sie; als er aber einen andern Rock anziehen sollte, hat er inständigst, daß er als ein armer Bursche den Waisenrock forttragen dürfte. Innigst gerührt gab ihm der Waisenvater hierin nach und gelobete ihm von Stund an in seinem Herzen noch mehr, als er ihm schon versprochen hatte. Er hielt ihm einen Zeichenmeister und schafte ihm auch eine kleine Bibliothek an. Robert brachte es im Zeichnen bald so weit, wie im Schreiben, und studierte in seinen Büchern Tag und Nacht. Ein dafiger Buchhändler, zu dem er zuweilen kam, gewann ihn auch lieb und gab ihm die Freyheit, von Allem, was er auf dem Lager habe, zu lesen, was er wollte. Hier fing sich sein Geschmack in der Litteratur an zu bilden. Niemand war sein Führer da-

bey; sein eigenes Gefühl für das Wahre und Schöne leitete ihn.

Noch konnte er nichts, als Deutsch; worin er auch schon ohne alle fremde Anleitung kleine profaische und poetische Aufsätze fertigte. Er überreichte dem Waisenvater den Prospect aus dem Fenster des Waisenhauses, welchen er aufgenommen hatte, und bezeugte ihm seine Lust, auch fremde Sprachen zu lernen. Der menschenfreundliche Biedermann gewährte ihm seine Bitte und — noch mehr. Er entdeckte ihm, daß er ihn ganz an Kindes Statt aufgenommen habe; wofür Robert dankbar entzückt in seine Arme sank. Der sich über Alles glücklich führende Jüngling lernte nun zu gleicher Zeit lateinisch und griechisch, französisch und englisch, brachte es binnen zwey Jahren in allen diesen Sprachen sehr weit, befestigte durch Lectüre seinen braven Charakter, bildete seine Talente aus, ward eine vollkommen schöne männliche Figur und war die Freude aller, die ihn kannten.

Wie gute Menschen aber oft sind, ihr Leben für eine Ewigkeit haltend, verschieben sie unumgänglich nothwendige Gerichtshandlungen von einer Zeit zur andern. Der Waisenvater hatte den Jüngling Robert in seinem Herzen wirklich adoptirt; es war auch in der



Residenz allgemein bekannt, daß er ihn wie sein Kind betrachte und von Jederman betrachtet wissen wolle; ein plötzlicher Tod aber riß ihn dahin, ohne etwas zu Recht beständiges darüber gethan zu haben.

Kaum war sein Absterben bekannt, so eilte sein Bruder, der ein verdorbener Kaufmann war, nach Geyerat herbey und nahm, weil sich nicht die geringste gesetzmässige Disposition des Verstorbenen vorfand, als einziger Erbe, ohne Testament, seinen gesammten Nachlaß in Besitz. Sogar Alles, was der Erblasser dem jungen Robert an Büchern, Kupfern, Instrumenten u. s. w. gekauft hatte, eignete er sich wieder zu; weil dieser nicht förmlichen Beweis darüber führen konnte, daß es ihm geschenkt worden sey. Robert, nun in den Jahren des vollen Nachdenkens, empfand den zweyten Schlag des Schicksals tiefer, als den ersten, den er durch Alterntod als Knabe erlitten hatte. Er hatte weiter keinen Trost, als den, daß ihn der hungrige Erbnehmer doch nicht die Kenntnisse und Geschicklichkeiten wiedernehmen könne, welche er der Liberalität des Erblassers zu danken hatte. Innigst gerührt verließ er das liebe friedliche Waisenhaus, wo er sich in einer Reihe von sechs Jahren an Leib und Geist so

treflich ausgebildet hatte, und war froher, als jemahls, darüber, daß er den Waisenrock noch trage, den ihm der Unmensch nun doch nicht ausziehen dürfen. Er flüchtete zu seinem theilnehmenden Freunde, dem Buchhändler, und besang den edlen Todten aus Dankbarkeit in einem meisterhaften Trauergedichte. Der Buchhändler ließ es auf seine Kosten drucken und schickte ein Exemplar davon nach Hofe.

Robert erhielt hierdurch das Glück, das er als Knabe sich schon gewünscht hatte; er ward zum Fürsten beschieden. Der edle Anstand, der fluge Blick, die feine Sitte des von der Natur schon fast völlig ausgebildeten Jünglings im Waisenrocke zogen die ganze Aufmerksamkeit des erhabenen Greises an sich.

„Wie alt, mein Sohn?“

Robert. Heut Abends achtzehn Jahre.

„Und noch so im Waisenrocke?“

Robert. Ich habe keinen andern tragen wollen. Dieser Rock ist mein Freudenkleid und erinnert mich an die unverdiente Gnade, welche mir dadurch widersuhr, daß ich als ein fremdes verlassenes Kind unter die verlassenen Kinder des Landes aufgenommen und ihnen gleich geachtet ward. Wie sollte ich die Erinnerung hieran nicht so lange zu erhalten suchen, als möglich?

„Du



„Du bist ein braver junger Mensch. Hast du das Gedicht auf meinen guten Waisenvater wirklich selbst gemacht?“

Robert. (freymüthig) Ja, Durchlaucht!  
„Von wem hast du das gelernt?“

Robert. Von mir selbst. Ich habe den ganzen Buchladen bey I. durchgelesen; erst teutsch, hernach auch in fremden Sprachen. (überreicht dem Fürsten einige Zeichnungen)

„Wer ist der Verfertiger hievon?“

Robert. Ebenfalls ich.

Höre, so kannst du mehr als mein Leibpage. — Mein Sohn, ich habe von deinem Mißgeschick vernommen, und wie der gute Wille deines zweyten Vaters nun ohne alle Wirkung für dich geblieben ist, bloß, weil er nicht die gehörigen Formalitäten dabey beobachtet hat. Ich kann nun zwar die Gesetze nicht ändern; ich fühle aber hier ihren Mangel und kann diesem wenigstens in einzelnen Fällen abhelfen; so ist es Pflicht für mich, dieß zu thun. Was willst du werden? Hast du Lust, zu studieren?“

Robert. Ach von ganzer Seele! Ja, wenn Sie das an mich wenden wollten, gnädigster Herr; es sollte gewiß bey mir recht angewendet seyn.

„Du mußt dich aber erst examiniren lassen. Hast du Herz hierzu?“

Robert. Ja, von wem Sie wollen.

„Und ich bin selbst bey dem Examen zugegen, mußt du wissen.“

Robert. (sehr naiv) Desto besser! So hören Sie gleich selbst, was ich kann.

„Nun, wenn du bestehst, so will ich dein dritter Vater werden.“

Robert, als er dieß Wort hörte, machte eine Bewegung, als wenn er den Fürsten umarmen wollte, besann sich aber noch zu rechter Zeit und erschrock darüber so, daß er wie mit Blut übergossen da stand und kein Wort sprechen konnte. Der alte Herr lächelte, klopfte ihn die Schultern und ließ ihm einige Erfrischungen reichen. Der Rector der Hauptschule ward unterdessen gerufen.

Eine drey Stunden lange Prüfung hub an. Die Hand, welche Robert schrieb, verhielt sich gegen des Rectors Hand wie Menschenhand gegen Hahnenfuß; im Rechnen war er gleichfalls weit über den Rector. „Weydes kann er besser, als ich,“ sprach dieser deshalb und ging eilig zur Untersuchung seiner Sprachkenntnisse über. Robert bestand sehr wacker. Auf die Sprachkenntnisse folgten die Sachkenntnisse. Robert erregte auch hier das



Erstaunen seines Prüfers. Er mußte eine deutsche Elaboration machen, die sehr vollständig und correct gerieth. Er mußte eine Ode im Horaz zergliedern, wobey ihm keine ihrer Schönheiten entwichte. Der Rector erklärte ihn für einen Jüngling, der völlig zur Akademie reif sey, fand es beynahе unbegreiflich, wie er es fast einzig und allein durch sich selbst so weit gebracht habe, und empfahl ihn, als eines der würdigsten Subjecte im Lande, der Gnade des Fürsten.

„Weil du nun im Examen so gut bestanden, so will ich dir auch heute ein Angebinde zu deinem Geburtstage machen. Da hast du hundert Ducaten. Kleide dich erst gehörig von Kopf bis zum Fuß davon, und mit dem übrigen geh' auf eine Akademie, auf welche du willst. So lange du studierst, sollst du zu deinem Geburtstage allemahl eine ähnliche Summe erhalten.“

Robert. (wie die gemahlte Dankbarkeit.)  
Heil und Segen über Sie, großmüthiger Fürst, und mein ganzes Herz mit allen seinen Gefühlen in jener Welt Ihnen noch dafür! So vollenden Sie an einem armen Waisenknaben, was Sie angefangen haben.

„Nichts weiter davon! Wende nur Alles gut an! Studiere ganz nach deiner Neigung;

ein Kopf, wie du, muß nicht unter Vorschriften gezwängt werden. Erkenne die besondere Vorsehung des Höchsten für dich; ich Sorge nicht für dich — Gott sorgt durch mich für dich. Nur, wenn du nun ins Freye kommst, so laß dich nicht verführen. Du bist ein lieber lebhafter Jüngling — versteh' mich, was ich sage."

Robert. (mit vollem Ausbruch von Selbstzuversicht.) Das ist unmöglich, gnädigster Herr; ich stehe zu fest auf den besten Grundsätzen, die mir meine Lectüre verschafft hat, und habe mir, weil ich zeichnen kann, auch ein Ideal von wahrer Schönheit gezeichnet, das unaufhörlich vor meiner Seele schwebt und mich ewig vor allem Eindruck falscher Reize sichern wird.

Der Enthusiasmus, in welchen Robert jetzt gerieth, breitete vollen Lebensglanz über sein freyes Gesicht aus, machte seine Blicke strahlend und erhob ihn zu vollendeter männlicher Anmuth. Der alte Fürst strich ihm mit seiner kalten Hand die brennenden Backen und entließ ihn mit den Worten — Noch bist du so gut, wie du klug bist. Bleib's, Du bist hoher Empfindung fähig, werde nicht ihr Märtyrer!

Die Uniform der Waisenknaben war hell-



blau mit schwarzen Aufschlag und Kragen. Robert entschloß sich, aus Dankbarkeit gegen den fürstlichen Greis, dessen Großmuth sein ganzes Herz durchdrungen hatte, sie lebenslang zu tragen, und nahm von nun an bloß feineres Tuch dazu. Da er seinem Freunde, dem Buchhändler, sein neues Glück zu danken zu haben glaubte: so schenkte er ihm zum Andenken ein Manuscript von zehn Bogen, welches Gedichte eines Waisenknaben enthielt. Gerührt durch die Herzensgüte des Jünglings nahm es der edle Buchhändler zwar an, machte ihm aber ein Gegengeschenk mit Büchern und Kupferstichen und gab ihm einige Empfehlungsschreiben mit auf die Reise.

Robert hatte in dem Augenblick, gleich als der Fürst zu ihm gesprochen — Studiere ganz nach deiner Neigung — seinen Studienplan entworfen. Alle sogenannte Brotwissenschaften blieben sofort davon ausgeschlossen; weil er weder Advokat, noch Arzt, noch Prediger zu werden Lust hatte. Zeichner, Philosoph und schöner Geist zu seyn, war das Ziel, das er sich setzte. Zur Frugalität erzogen und durch Lectüre zu feinerer Sinnlichkeit, die keinen kostbaren Aufwand erfordert, gestimmt, glaubte er überhaupt nicht, daß die Sorge für ein künftiges reichliches Einkommen ihm

so gar wichtig seyn dürfe. Er wählte also diejenige Universität, welche dem allgemeinen Rufe nach ihn zu dem Ziele, daß er sich gesteckt, zu leiten die geschickteste war, und ging nach J.

Hier ward er von Allen, an die er Empfehlungsschreiben hatte, auf das freundschaftlichste aufgenommen. Robert empfahl sich selbst, sobald man ihn nur sah, und die Addressbriefe öffneten ihm bloß die Thüren. Ein reicher Banquier, dem er sich zuerst darstellte, gewann ihn durch ein Gespräch von einer Viertelstunde so lieb, daß er ihn nicht wieder von sich lassen wollte. Er both ihm freyes Quartier und freyen Tisch an, wenn er täglich nur eine Stunde bey ihm den Vorleser zu machen geneigt wäre. Robert willigte ein und besand sich wohl dabey. Er konnte nun nicht nur die Hälfte von seinem ersten Jahrgelde zurücklegen, sondern er sah sich auch in den Stand gesetzt, seinen Lesetrieb auf das ausgesuchteste zu befriedigen. Die angesehensten Professoren, welche bey dem Banquier oft soupirtten, wurden bald seine Freunde und gaben der Ausbildung seines Geschmacks die Vollendung. Ein Philosoph und ein Ästhetiker, beyde von erstem Range, waren es vorzüglich, an die er sich fesselte.



Tausend andere eben so lebhaft und feurige Jünglinge, die aus den Mauern eines Waisenhauses in das freye akademische Leben übergingen, würden vielleicht ein Opfer des Kontrasts zwischen beyden geworden seyn; Robert aber hielt dem alten Fürsten Wort und bewies dadurch, daß Festigkeit in guten Grundsätzen vorzüglich eine Frucht frühzeitiger guter Lectüre sey, die in unsern Tagen Altern- und Lehrerstelle zu vertreten vermag. Der Ton, welcher unter den dasigen Studenten herrschte, war zwar im Ganzen ein edlerer Ton, als auf vielen andern Akademien; doch hingen sie seiner Meinung nach noch an zu leeren Vergnügungen und hatten zu wenig Empfindung für das wahre Schöne und Groffe, als daß er mit ihnen sympathisiren konnte. Besonders hielt ihn das fade Spielen, dem sie so sehr ergeben waren, von ihnen zurück. Er konnte gar nicht begreifen, wie Leute, die sich dem Denken widmeten, eine Zerstreuung so über Alles lieben könnten, die den Kopf so unaussprechlich wüste mache. Ihn reizten nur die Schönheit der Werke der Natur und die Schönheit in den Werken des Geistes, und er beieferte sich jetzt mehr, als je, sich in dieser Seelenstimmung noch immer mehr zu stärken. So ward er ein junger

Mann von so hoher Empfindung, daß ihm Tausende darin nicht folgen konnten. Ein unendliches Glück für ihn! Er bewahrte sich dadurch vor Verführung aller Art; sein Herz blieb himmelrein, und er befand sich dabey so selig, daß er gar nicht einzusehen vermochte, wie der alte Fürst zu ihm sagen können — Du bist hoher Empfindung fähig; werde nicht ihr Märtyrer! Vielmehr glaubte er, daß hohe Empfindung für jedes Märtyrerthum schadlos halten müsse.

Durch den freyen Zutritt, welchen er in den besten Häusern hatte, bekam er Gelegenheit, auch in der gebilderten weiblichen Welt zu *V* zu seyn, so oft er wollte. Man sah den schönen Robert gern; man unterhielt sich mit dem klugen Robert gern; man empfand mit dem hochempfindenden Robert gern. Inzwischen formirte sich doch auch in der größten Frauenzimmergesellschaft nur immer ein kleinerer Zirkel für ihn. Auch die Weiber liebten hier das Spiel leidenschaftlich; wo aber die Spieltische aufgebauet wurden, da floh Robert. Unter den wenigen weiblichen Seelen, welche ihm solchergestalt in der größten Gesellschaft nach Vergang einer Stunde zu seiner Unterhaltung übrig blieben, traf er allerdings einige an, die Gegenstände seiner



Hochachtung wurden; aber keine erhob sich doch ganz zu dem Ideal, das er sich gezeichnet hatte. Zuweilen wäre er deshalb schier mißtraurisch auf sich selbst geworden, ob er nicht sein Ideal überzeichnet habe. Er hielt es in der That einmahls sich recht ausdrücklich deshalb vor, als sichs ereignete, daß ein mehr als gewöhnliches Mädchen einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sein Genius aber schützte ihn; er nahm keinen Strich von seiner Zeichnung zurück, behielt sein Ideal und — gab das Mädchen auf!

Aus derselben Gesellschaft, wo dieß geschah, ging er unmittelbar vors Thor, bestieg eine Höhe, sah weit und lange umher, seufzte hochauf und sprach mit ausgebreiteten Armen — „So groß wärest du, Welt, so groß, und es sollte nicht irgendwo in einem deiner Thäler eine weibliche Seele seyn, die ganz mit der meinigen empfände, dächte, wollte, thäte? Ja, ja, du hast sie und ich finde sie noch. Finden, sag' ich, werde ich sie, finden muß ich sie, sie, die meine Zeichnung in Natur ist, die mein realisirtes Ideal ist, und die ich wahrhaftig zu lieben vermag. Habe ich sie aber gefunden, o dann, dann —! Dann wird das allervollkommenste, allererhöheteste Daseyn für mich angehen; dann wird

jeder Gedanke, den ich denke, größer, jede Freude, die ich schöpfe, sättigender, und die ganze Welt um mich her erst die beste Welt seyn.“

Von dieser Zeit an bildeten sich in Roberts Seele die Begriffe von höherer Liebe mehr aus, und die Vorstellung, welche er sich von ihren Freuden machte, ward eine der erhabensten. Nicht Plato's Jünger geworden, aber auch Dvids nicht, hielt er sich dabey bloß an sein eigenes feineres Gefühl, hörte die Vernunft und erwärmte ihre Aussprüche, wenn sie zu kalt ausfielen, am Feuer seiner Fantasie. Mit Verachtung sah er auf das Thierische der Liebe herab, sobald Menschen das Wesentliche der Liebe darin setzten. Menschlichkeit glaubte er, müsse an allem menschlichen Wollen und Thun sichtbar seyn; besonders, wenn es solch Wollen und Thun beträffe, das der Mensch mit den Thieren gemein habe. Da er nun fand, daß der größere Geschlechtstrieb bey den Thieren das Ganze der Liebe ausmache, und daß sie mit Befriedigung desselben ihren Umgang gleich anfangen: so überzeugte er sich fest, daß dieß bey liebenden Menschen nicht das Erste, sondern das Letzte, seyn müsse, und daß es nur dadurch einen menschlichen Anstrich gewinne,



wenn es späte, unverabzweckte Folge der allerhöchsten Werthschätzung und Vertraulichkeit sey, die aus weit reineren Quellen entspringen und auf weit edlerem Grunde ruhen müsse. Ja, er behauptete sogar, daß nichts mehr im Stande sey, das ganze Wesen der menschlichen Liebe zu stören, als der Genuß des Thierischen der Liebe.

Sollte der neunzehnjährige Philosoph wohl hierin Recht haben? Doch, es ist zu erwarten, daß er in der Folge selbst den ausführlicheren Beweis dieses Satzes noch einmahl führen werde; und so stehe die Sache bis dahin an. Wäre es aber so, wie er meint, so bedürfte es keiner Erklärung weiter, warum es so wenig glückliche Ehen gibt, und warum Personen, die sich anfangs zum unaufhaltsamsten an einander drängten, sich oft am ersten wieder von einander scheiden.

Der feinere Geschlechtstrieb aber hatte in Roberts Augen entschiedenen und unaussprechlichen Werth. Er hielt's platterdings für unmöglich, daß er jemahls ohne eine Freundin vollkommen glücklich werden könne. Über die Weisheit, daß der Mensch sich selbst genug seyn, immer und ewig selbst genug seyn und zum wahren Frohsseyn keines Andern bedürfen müsse, spottete er und bestand darauf,

daß zu unserem Glück noch ein menschliches Wesen gehöre, daß mit uns ein Herz und eine Seele wäre. Er pflegte dieß so zu beweisen — der Mensch sey nichts ohne Gott, Gott aber könne man nicht sehen; so müsse man ihm einen Menschen substituiren, mit dem man Alles so ohne Zurückhaltung besprechen könne, wie man es mit Gott besprechen würde, und dem man jedes Geheimniß so vertraut entdecken könne, wie man es Gott entdecken würde, und mit dem man jedem Genuß so theilen könne, wie man ihn mit Gott theilen würde, u. s. w. Eine Meinung, zu der er sich erst als erwachsener Jüngling erhoben hatte, bey der er aber die alte Abneigung gegen den gewöhnlichen Menschen troß und gegen das große Pelelemele nach, wie vor, beybehielt.

Da hatte er nun den Glauben, daß man einen solchen Andern auch nur im andern Geschlecht suchen müsse, und daß nie Freund und Freund, oder Freundin und Freundin, sondern nur Freund und Freundin im höchsten und vollkommensten Sinn ein Herz und eine Seele würden. Er berief sich dabey auf die ursprüngliche Einrichtung, daß zweyerley Geschlechter gebildet wären, nannte diese Einrichtung ein Schöpfergeheimniß, das er



nicht ergründen könne, schloß aber daraus, daß beyde Geschlechter zusammen erst ein ganzer Mensch wären, oder, daß so, wie beyde dazu erfordert würden, einen Nachkommen zu bilden, auch beyde zusammen erst ihr eigenes Glück bilden könnten. Wenn zweyerley Geschlechter, meinte er, nur der Nachwelt wegen da wären, so wären sie im Grunde zu Nichts da, denn in der Nachwelt wären sie hernach wieder bloß der Nachnachwelt wegen da, und in dieser wieder bloß der Nachnachnachwelt wegen, u. s. f.; sie müßten also wohl zuerst für sich selbst da seyn, und nicht genug, daß sie künftigen Menschen das Daseyn zu geben bestimmt wären, müßten sie auch bestimmt seyn, sich selbst, den gegenwärtigen Menschen, das Frohseyn zu geben. Die verschiedenen Eigenschaften, Stimmungen und Charaktere beyder Geschlechter führte er auch zum Beweise seiner Meinung an und zeigte, wie alsdann nur erst, wenn beyde in einander fließen, etwas Rechts von Menschen würde. Berief er sich vollends auf seine eigenen Erfahrungen, die er im Kleinen schon davon gemacht, so ward es schwer, nicht gleich seiner Meinung zu seyn.

Mir ist doch ganz anders zu Muthe, pflegte er zu sagen, wenn ich in ein Paar

schöne weibliche Augen, als wenn ich in ein Paar schöne männliche blicke. In jenen ist etwas, das ich in mir nicht fühle; so ziehe ich es in mich und habe gleich mehr, als zuvor. Mir ist ganz anders, wenn ich am Arm einer Freundinn, als wenn ich in Gesellschaft eines Freundes, eine reizende Aussicht genieße. Dieser ist nur für das Grobe in der Natur, wie ich; jene ist für das Sanfte darin, und so genießen wir zusammen den Reiz der Aussicht ganz. Mir ist ganz anders, wenn ich zum Glück eines Mädchens beytrage, als zum Glück eines Jünglings. Der Dank des Mädchens erquickt mich mehr. Wenn ich dann so in das Auge des Mädchens hineinesehe, daß ich kaum mit den Blicken wieder herauskommen kann; wenn ich auf der Höhe, wo ich die schöne Aussicht genieße, ihren Arm stärker an mich drücke, als meines Freundes Arm; wenn ihr Dank für erwiesene Gefälligkeit mein ganzes Blut in Wallung setzt: so fällt mir bey Gott nicht ein, daß ich — mich mit dem Mädchen begatten möchte. —

Leser, noch einmahl! Lege das Buch hin und frag dich erst, ob dir diese Sprache gefällt. Ist sie nicht deine Sprache, so nimm das Buch nicht wieder auf; du ärgerst dich nur daran. Wollte doch aber der Schutzengel



der Liebe, daß diese Sprache die Sprache aller Liebenden wäre; Wie würden sie sich dadurch das Glück der Liebe auf immer sichern! — Es ist besser, ein wenig sanft schwärmen und dabey Mensch bleiben, als wild sausen und brausen und dadurch blankes Thier werden. —

Roberts Hang zum feineren Geschlechts- triebe ward nun in kurzem Enthusiasmus dafür, und er versprach sich von der Liebe völlig unnennbare Seligkeit. Er mochte nun empfinden, denken, wollen, haben, genießen, thun, was es auch seyn mochte; sobald es etwas Würdiges, Schönes und Edles wäre, nahm er als ausgemacht an, daß es gleich noch weit mehr Würde, Schönheit und Adel enthalten müßte, wenn er es mit einer weiblichen Seele zugleich empfände, dächte, wollte, hätte, genöffe, thäte. Sogar beym Gebet ward er Feuer und Flamme zweyfach, wenn er daran dachte, daß er einst mit der so beten würde, die er wie seine Seele liebte. Immer aber schwebte ihm, wenn er an solche Liebe dachte, sein Ideal von Mädchen vor, das er sich gezeichnet hatte.

So verging seyn erstes akademisches Jahr unter Fleiß und Vorgenüssen der Freuden der höhern Liebe; an dem Tage aber, an welchem er sein zweytes Jahrgeld erwartete, las

er in den Zeitungen den Tod des wackeren Fürsten. Er soupirte eben beym Banquier in einer sehr vergnügten Gesellschaft; so, wie er den traurigen Zeitungsartikel gelesen, stand er auf und ging auf seine Stube. Der Banquier, sobald er die Todesannonce auch gelesen, folgte ihm auf dem Fuß und wollte ihn trösten.

„Ich bin schon getröstet, erwiederte Robert; ich ging nur hieher, um ein Paarmahl ganz solo auf und nieder zu gehen. So etwas hilft gleich. Ich habe ja schon Übung in solchen Verlusten. Aller guten Dinge drey. Gott hatte mir drey Väter gegeben. Nun sind sie alle drey dahin. Dank ewig jedem von ihnen für das, was er mir war und was er mir that! Nun hebt das Leben ohne Vater für mich an und ich will mir selbst Vater seyn. Ein Unglück war es gewesen, wenn der Letzte unter den dreyen um ein Jahr eher starb. Also — Gott hat Alles wohl gemacht.“

Wer weiß, wie noch alles kommt, sprach der Banquier, drückte ihm bedeutend die Hand und bat ihn, zur Gesellschaft mit zurückzugehen. Robert aber blieb einsam, und weil der Abend schön war, wanderte er vors Thor. Da setzte er sich unter eine hohe Silberpappel und dachte über sein Schicksal nach. Es



regte sich kein Blättchen am Baume, der sonst so unaufhörlich spielt. Auffallend war ihm die Bemerkung, daß bey jedem von den drey harten Schlägen, die er schon erlitten, immer die liebevollste Vorkehr getroffen worden war, ihm solchen zu erleichtern. Als er zum erstenmahl verwaisen sollen, hatten seine Aeltern ihren Wanderstab in einem Lande ablegen müssen, wo es eins der besten Waisenhäuser gab. Als er durch den plötzlichen Tod des Waisenvaters zum zweyten mahl Waise werden sollte, hatte ein Buchhändler ihn lieb gewinnen müssen, der ihm durch Abdruck seines Gedichts fürstliche Unterstützung verschaffte. Und weil auch diese nur ein Jahr lang dauern sollte, so hatte ihm zu V der Banquier gleich bey seiner Ankunft den Ersparnißvollen Antrag thun müssen, durch dessen Annahme er nun noch bey guter Kasse war. Diese Übersicht der Vergangenheit und des ersten Theils seines Schicksals machte die tiefsten Eindrücke auf ihn. Er selbst hatte diesen Plan nicht entworfen; doch fand er, daß er, wenn er ihn selbst hätte entwerfen sollen, ihn nicht gutmeinender mit sich selbst hätte anlegen können. So beschloß er, auch der Zukunft getrost entgegen zu gehen und auch von nun an selbst keinen Plan zu machen, sondern

sich bloß so zu setzen, daß er der Vorsehung durch Nichts entgegen sey, und übrigens zu erwarten, was sie weiter für ihn veranstalten werde. Indem er diesen Vorsatz faßte, entstand eine Luftbewegung und die Silberpappel spielte über seinem Haupte entzückend schön.

Sanfte Schauer ergriffen Roberts's Seele, und er verlor sich auf einige Minuten wie in sich selbst. „Ha, dachte er, als er sich wieder besann, das war so etwas, wobey die frommen Alten, wenn es Ihnen geschah, an Erscheinung und an Gegenwart Gottes glaubten. Ein lieber Glaube! Ein Glaube voll hoher Einfalt und voll ungeheuchelter Tugend! Er sey unter gewissen Modificationen auch der meinige! Die Alten baueten dann auch wohl an solcher Stätte einen Altar, oder legten wenigstens einige Steine auf einander, und so oft sie dann des Weges wiederkamen, beteten sie dabey. Mir sey an der Silberpappel genug, und so oft sie so säuselt, wenn ich unter ihr sitze, will ich denselben Vorsatz erneuern, auf den heute ihr Säuseln erfolgte.“

Von der Zeit an ward der Sitz unter diesem Baume Roberts's Lieblingsitz im Freyen und er überließ sich daselbst oft Stundenlang



hohen und reinen Empfindungen. Nach Ver-  
gang einiger Monathe bekam er hundert Du-  
caten mit der Post, ohne zu lesen, woher und  
von wem. Er forschte sogleich auf dem Post-  
amte darüber nach, konnte aber weiter nichts  
erfahren, als daß der Brief mit dem Gelde  
wirklich aus weiter Ferne herkomme. Bey Zi-  
sche erzählte er sein gehabtes Glück dem Ban-  
quier, der das Geheimniß auch nicht zu er-  
klären wußte. Robert aber fing einen gewissen  
Gesichtszug auf, den er dabey unwillkürlich  
machte, und sah ihn von dem Augenblick für  
den unbekanntes Wohlthäter an, der mit Fleiß  
erst einige Monathe verstreichen und dann ver-  
möge seiner weiten Verbindungen ihm das  
Geld aus der Ferne übermachen lassen, da-  
mit auch nicht ein Schein von Verdacht des-  
halb auf ihn zurückfallen könnte. Der Dank-  
bare mußte sich daran begnügen, ihn im Her-  
zen für seinen Wohlthäter zu halten; er wuß-  
te es aber dahin zu bringen, daß der Ban-  
quier nicht daran zweifeln konnte, daß er ihn  
wirklich dafür halte.

Nun war Robert geborgen und konnte,  
wenn er wollte, noch drey Jahre zu Y. studie-  
ren. Er lebte also nach seiner Art fort, las  
fleißig, hörte dazu nun einige Privatissima  
und kam zu Ende des dritten Jahrs so weit,

daß ihm seine Freunde, der Philosoph und der Ästhetiker, den Rath gaben, sich zu habilitiren und zu J. zu bleiben. „Erstlich, erwiederte er, wäre das ein Plan, und — Plane mache ich nicht; besonders so weitaussehende, wie dieser wäre. Und dann — hier paßt kein Mädchen zu meiner Zeichnung; ein Mädchen aber muß ich haben.“ Seine Freunde lächelten und trösteten ihn damit, daß er seine gemahlte Schöne schon hier noch antreffen würde. „Ja wohl, fiel der Banquier, in dessen Gegenwart das Gespräch gehalten ward, ein, vielleicht kommt sie noch erst her.“ Robert, ohne zu wissen, was er in diesem Augenblick spreche, antwortete — ich zweifle.

Kurz hierauf ereignete es sich, daß der berühmte Zeichner M. aus H. nach J. kam, um daselbst einige der schönsten Gegenden aufzunehmen. Robert lernte ihn bey seinem Freunde, den Ästhetiker, kennen, und sogleich regte sich sein alter Zeichnungsstrieb noch weit stärker, als jemahls. Bisher hatte er ihn nur nebenzu befriedigt; von nun an überließ er sich ihm wieder ganz und gar. Er erwarb sich bald die Freundschaft des Künstlers, empfing theoretischen und practischen Unterricht von ihm und bildete sich nun auch auf dieser Seite vollkommen aus. Noch wußte er frey-



lich wieder nicht, warum er dieß thue; er glaubte aber, daß es nicht von ungefähr geschehe, und ahndete, ebenfalls Plan der Vorsehung dabey. Der Künstler, als er sich von ihm trennte, gab ihm das Zeugniß, daß er, wenn er sich noch einige Jahre fortübte, unter die Meister aufgenommen zu werden verdienen würde, rieth ihm, zu reisen, und lud ihn auf der Reise zu sich ein.

Jetzt kam die Tochter des Banquier aus der Pensionsanstalt zu L., worin sie seit sechs Jahren von dem Tode ihrer Mutter an gewesen war, wieder nach Hause. Sie war das einzige Kind ihres Vaters, besaß hervorragende körperliche Reize und hatte viel sogenannte Erziehung. Robert, bloß aus Gewohnheit, jedes Mädchen, daß er zum erstenmale sah, gegen seyn Ideal zu halten, hielt auch sie dagegen; aber sie war es nicht. Luise ihrerseits hatte kein Ideal, wogegen sie ihm halten konnte; aber er war es. Sein Vorleserampt schien ein Ende zu haben und sich in ein anderes zu verwandeln. Es wurden täglich Feten hin und her zu Luises Ehren gegeben, denen er insgesammt beywohnen mußte. Er hatte den Kopf voll Reisens; die Sache ward ihm lästig. Bald kam er vor Lische, bald nach Lische, bald gar nicht. Am

ersten Kaffeetage, da an drey Kouverts gespeiset ward, declarirte Robert seine Abreise. Man fragte ihn, wohin er zu reisen gedente, und seine Antwort war — in die weite Welt. Luise schlug die Augen nieder; ihr Vater schwieg.

Abends kam der Vater zu ihm und redete ihn also an: „Junger Freund, Sie sagten heute, daß Sie in die weite Welt gehen wollten. Freylich ist die Welt weit genug; aber glauben Sie mir, so weit sie ist, so gibts doch manchmahl in ihr kein Ruheplätzchen für uns. Man findet dieses oft eher in einem engen Hause, als in der weiten Welt. Ich habe Sie von dem ersten Augenblick an lieb gewonnen; das haben Sie gesehen. Meiner Tochter ist's gegangen, wie mir. Sie ist mein einziges Kind; meine Vermögenslage ist Ihnen bekannt. Wir sind ein Paar Teutsche; ich sags, wie ichs meine, und Sienehmens an, wie ichs meine. Wollen Sie sich näher mit mir verbinden, so können Sie der Reise in die weite Welt überhoben seyn und hier in einem engen Hause gleich finden, was Sie in der weiten Welt erst suchen. Ich — —“

Roberts Freund, der Ästhetiker, trat herein. Robert fiel mit einer Inbrunst über ihn



her, deren Unwillkührlichkeit nicht zu verkennen war. Es war, als wenn er sagen wollte — Gott sey Lob und Dank, daß Sie kommen; Sie reißen mich aus einer unaussprechlichen Verlegenheit. Der Vater aber nahm es für einen natürlichen Ausdruck übermäßiger Freude über seinen gemachten Antrag an und kehrte mit dieser Bemerkung zur Tochter zurück. Robert ward alsbald stiller, als je, und die weitere Unterhaltung mit dem Ästhetiker kontrastirte äußerst mit seinem Empfange.

„Was geht in diesem Augenblick mit Ihnen vor, Freund?“

Robert. Nichts; gar nichts. Mein Kopf ist voll Reize.

„Das sagen Sie mir nicht. Sie empfinden mich ja so überspannt liebevoll, und nun — Auch dünkt ich, Sie blieben bey uns.“

Robert. Was sollte ich hier? Und wo sollte ich hier bleiben?

„Hier im Hause, wie seither. Zu dem Übrigen wird Rath.“

Robert. (zerstreut) Ja, ja, man wird freylich sagen, daß ich mein Glück von mir gestossen; aber — (schlägt sich vor dem Kopf) was kann ich für diesen?

„Wie? Ist es möglich? verstehe ich Sie recht? Ist das — o so bitte ich Sie —

Robert. (Ihm in die Arme fallend.) Ach ich habe undankbar gehandelt, daß ich sprach, — undankbar aus halber Geistesabwesenheit. Bey Allem, was heilig ist, bey dem was am Allerheiligsten ist, bey den Freuden der höheren Liebe, verrathen Sie das Ihnen anvertraute Geheimniß nie!

„Ruhig doch! Es bleibt auf ewig unter uns. Aber ist's denn — ist's denn wahr — — Junger Mann, kennen Sie das Vermögen ihres Wirths?“

Robert. Ja doch, ja; alle Achtung dafür! Und noch mehr Achtung für den Mann, daß er es mit mir theilen will! Sie sehens ja auch; ich bin noch ganz konsternirt darüber. Aber — ich brauche nicht viel. Wovon ich leben soll, das darf nur wenig seyn; was ich aber lieben soll, das muß unaussprechlich viel seyn.

„Nun, und was fehlt den auch von dieser Seite Luise?“

Robert. Ach viel — ja, nach meiner Zeichnung viel! Das Auge ist ein gewöhnliches Auge und spricht nicht; die Empfindung hat keine Flugkraft; der Verstand ist bloß Pensionsverstand, das Gespräch Herumtummelung auf Gemeinplätzen. Sie ist ein schönes Fleisch mit schönem Golde. O wäre ich



doch nun schon fort! Ja, wäre ich nie in dieses Haus eingegangen! Es thut mir leid, es geht mir durch die Seele; es ist zu viel Undank, den ich ausübe; aber — wie hätte ich Armer denn auch wohl so etwas zu denken gewagt! Nun, da ichs denken darf, denken soll, sage ichs auf der Stelle — ich kann sie nicht lieben.

„Freund, schwärmen Sie nicht in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens. Hier ist wenigstens viel heysamen. Alles heysammen finden Sie nicht.“

Robert. Ja, ich finde es. Suchet, so werdet ihr finden — das ist mein Wahlspruch. So suche ichs so lange, bis ichs finde, und finde ichs nicht in Natur, so liebe ich mein Ideal fort.

„Das ist Fantasie, die mit den Jahren verfliegt. In unsern Zeiten will Vermögen viel sagen, und man ist ein ganz anderer Mann, wenn man es hat. Besinnen Sie sich!“

Robert. Was hilft alles Geld, und wärens Millionen, wenn ich das Mädchen nicht wahrhaftig lieben kann?

„Das gibt sich.“

Robert. Schöne Aesthetik!

Jetzt trat auch Roberts zweyter Freund,

der Philosoph, herein und annoncirte die Heyrath seiner Tochter mit dem Monopolisten L.

Robert. (die Hände zusammenschlagend.)  
Mein Gott, er hat ja einen Ast.

Philosoph. Schadet nichts. Dafür hat er auch eine Tonne auf dem Ast.

Asthetiker. Aufgehört, Sie Robert.

Robert. Was sagt denn ihre Tochter?

Philosoph. Noch hat sie freylich keine Inclination gegen ihn; wenn sie aber erst sehen wird, wie herrlich sichs mit einem Manne lebe, der eine Tonne hat, so wird sie über den Ast wohl wegsehen. Das sind Kleinigkeiten. Geld ist das Wesentliche.

Robert. Ja, bey'm Handel; aber auch bey der Liebe?

Philosoph. Auch bey der Liebe! Überall und überall. Man gewöhnt sich ja auch nach und nach an Alles und sympathisirt zuletzt mit dem Heupferde, wie mit der Spinnjungfer.

Robert. Schöne Philosophie! Ich — nicht.

Asthetiker. Unser Robert widerspricht sich. Vorhin verachtete er die äußerliche Schönheit und pries die innere. Nun möchte er gern wieder die äußerliche preisen.



Robert. Mit nichten! Beyde müssen beyfammen seyn; am Reichthum aber ist nichts gelegen. Ich sagte nur, daß Geld die innere Schönheit nicht ersetze, und so sage ich auch nun, daß Geld auch die äußerliche nicht ersetzen könne.

Philosoph. Ich habe das Vorhergegangene nicht gehört. Aber — geistlicher junger Mann, wie können Sie so viel auf Fleisch setzen?

Robert. Werden Sie nicht Sophist! Im Ausdruck Fleisch ligt ein Doppelsinn. Verstehen Sie darunter Fleisch zum Unterschiede von Knochen, so, daß das Mädchen, das ich lieben soll, recht dick, fett und rund seyn müsse, oder verstehen Sie darunter den ganzen äußerlichen Menschen zum Unterschiede vom innern?

Philosoph. Das Letztere.

Robert. Nun, so sage ich Ihnen, daß ich viel auf das Fleisch setze; aber nicht auf das Fleisch als Fleisch, sondern auf das Fleisch als Abdruck des Geistes, das heißt auf das Äußerliche als sichtbares Inneres.

Philosoph. Figur ist Figur, und Profil ist Profil. Was ligt an beyden, sie mögen seyn, wie sie wollen; wenn nur der innere Mensch schön ist.

Robert. Das wäre der Fall, wenn ich keine Augen hätte. Da ich aber Augen habe, so muß auch für diese gesorgt werden. Ist doch in der ganzen Natur für sie gesorgt, und noch dazu ganz vorzüglich; warum sollen sie denn bey der Liebe übergangen, ganz und gar übergangen werden? Und was kann ich, da ich nun einmahl Augen habe, dafür, wenn die Eindrücke, welche das häßliche Außerliche durch sie auf mich macht, die Eindrücke schwächen, welche das unter dem häßlichen Außerlichen verborgene schöne innere auf mich machen soll? Kann ich die Einrichtung meines Wesens ändern?

Philosoph. Das ist nur Anfangs so. Im vertrauteren Umgange blickt das Innere stärker durch, so stark daß man das Außerliche bald ganz übersieht. Es ist, als wenn die Augen alsdann gar nicht mehr wirkten. Überhaupt wissen sie ja, wie es uns mit allen Dingen gehe, wenn sie uns erst etwas Altes werden. Fehlt ihnen die Schönheit, so vermessen wir sie nicht mehr an ihnen; besitzen sie sie, so werden wir sie nicht mehr an ihnen gewahr. Woher käme es denn sonst, daß ein Mann auch gegen die schönste Frau am Ende gleichgültig wird.

Robert. Das will ich Ihnen auf andere



Weise erklären. Übergenuß des Thierischen bey der Liebe ist die Ursache hiervon. Ohne diesen kann es so wenig geschehen, als daß wir jemahls gegen ein Meisterstück eines Raphael oder Angelo gleichgültig werden sollten. Glauben Sie mir — die Natur kommt im Schönen über alle Raphaels und Angelo's. Und — man sage, was man will, äußerliche weibliche Schönheit ist etwas wesentliches bey der Liebe und gehört eben so zu den Quellen der höheren Freuden derselben, als schneller Wahrheitsblick, hohes Gefühl und sanfter Wis des Mädchens. Die Physiognomik will ich nicht einmahl zu meinem Beystande aufrufen; aber das ist doch ausgemacht wahr, daß ein Blick in ein sprechendes weibliches Auge den männlichen Geist erhebt, daß ein regelmäßiges weibliches Profil uns mit hohen Empfindungen erfüllt, daß wir für ein Mädchen, das seine vollkommene Figur vollkommen in der Gewalt hat, gleich unwillkürliche Hochachtung fühlen, und daß sogar der Druck einer schönen Hand begeisternd für uns ist. Folglich kann ich mir ohne äußerliche Schönheit keine höhere Liebe denken; und nur dieser bleibt mein Herz geweiht.

U s t h e t i k. Aber — ist denn Luise nicht äußerlich schön genug?

Philosoph. Wie? Die Tochter im Hause, Luise, genügt Ihnen nicht? Diese ist ja schön und reich zugleich.

Robert. Ich bitte Sie inständigst, meine Herren, machen Sie ja keinen weiteren Gebrauch hiervon. — Ja, reich ist Luise; aber wirklich äußerlich schön ist sie nicht. Schönes Fleisch im eigentlichen Verstande hat sie nur; das schöne Auge aber fehlt ihr ganz. Ihr Auge ist ein fades, mattes Glas. In das Auge des Mädchens, das ich lieben soll, muß ich mit Inbrunst hineinschauen und immer mit ihm sprechen können, ohne zu sprechen; ich muß bey jedem Blick, den ich hinein thue, eine erquickende Sättigung fühlen und doch immer von neuem wieder hineinschauen wollen. Luises Profil erhebt mich auch nicht. Der Stirn fehlt auch die Wölbung, den Augenbraunen die Stärke, der Nase die Erhöhung, den Lippen der Zusammenschluß, dem Kinn die Proportion. Ihre sonst ziemlich regelmäßige Figur trägt Luise mit steifer Unnatur; ihr ganzes äußerliches Wesen ist Affectation, wie ihr Anzug. Das Innere will ich nicht zergliedern; denn es gehört jetzt nicht zu unserm Gespräche. Es erhebt sich aber auf keiner Seite über das Gewöhnliche und Mittelmäßige. Ein Pensionismädchen ist Luise, und



weiter nichts. O über die Pensionsanstalten! Da lobe ich mir mein Waisenhaus, worin ich erzogen ward. Die Mädchen darin hätten Sie sehen sollen. Sie hatten die gemischte Milch- und Blutfarbe noch schöner, als Luise, und bewegten sich weit natürlicher, und gingen, sprachen, fühlten und dachten weit natürlicher. Da war aber auch keine alte Syster, die sie verschraubte, Komplimente herbeten, Galimathias radebrechen und steife Knipse machen lehrte u. s. w.

Philosoph. Freund, so schwören Sie bey Zeiten der Liebe ab; Sie finden das Mädchen nicht, das Ihnen genug thut. Zeichnen müssen Sie sichs.

Robert. O das habe ich schon gethan, und so liebe ich meine Zeichnung, wenn ich das Mädchen dazu nicht finde. Ich glaube aber gewiß, daß ich nicht besser zeichnen könne, als die Natur schon hervorgebracht. Mit diesem Glauben reise ich aus Y. in die weite Welt, und zwar nicht bloß bis Z., sondern fange hernach bey A. wieder an und reise durch das ganze Alphabet. Sobald mein Glaube in Schauen verwandelt seyn wird, sollen Sie es erfahren.

Es war ein mond heller Abend. Robert, in dessen Seele sich tausend Gedanken durch-

Kreuzten, eilte unter die geheiligte Silberpappel und feyerte daselbst Mitternacht. Bis jetzt hatte ihn nur der Anstrich von Undank, welchen er bekäm, wenn er Luizens Hand ausschläge, beunruhigt; nun erinnerte er sich auch an seinem Vorsatz, zwar selbst keinen Plan zu machen, aber doch auch der Vorsehung in Nichts entgegen zu seyn, sondern zu erwarten, was sie weiter für ihn veranstalten werde. „Wie, fragte er sich selbst, wenn der dir geschehene Antrag eine Veranstaltung der Vorsehung wäre? Hast du im geringsten etwas zu ihm beygetragen? Hangt er nicht mit Allem, was die Vorsehung seither für dich veranstaltet hat, genau zusammen? Folgt er nicht unmittelbar daraus? Öffnet er dir eine Zukunft voll Wohlstands und Überflusses? Wie, wenn dadurch, daß du ihn ablehnest, sich mit einem Mahle eine Reihe von unglücklichen Schicksalen für dich anhübe, die du dir solchergestalt alle selbst zuzöggest? Wie, wenn du einst in Lagen kämest, in welchen dir der Ablehnungsschritt unendlich leid würde?“

Lange quälten ihn diese Fragen, an die er vorher nicht gedacht. Endlich antwortete er sich selbst. — „Nein, es kann keine Veranstaltung der Vorsehung seyn, was jetzt für dich geschieht. Bey dieser ganzen Heyrath  
wäre



wäre doch nichts, als ein beträchtliches Vermögen. Ist das wohl die Hauptsache für dich, der du so mäßige und eingeschränkte Wünsche auf dieser Seite hast? Nein, deine Hauptsache ist, ein weibliches Wesen zu finden, das dein Ideal erreicht. Luise ist dieß wahrlich nicht. Und so kann die Vorsehung nicht wollen, daß du sie dafür ansehen sollest. Wer reichte dir das Ideal? Welchen Nutzen hat es dir schon, seitdem du es vor Augen hast, für dein Herz gestiftet! Also — nichts weiter davon! Du betrödest sonst erst dich, und dann Luisen. Reise und suche so lange, bis du findest.“

Mit diesen Worten stand Robert eilends auf und nahm Abschied von der heiligen Silberpappel. „Nun sitze ich nie wieder unter dir; nie aber will ichs vergessen, daß ich unter dir saß. Lange noch verschone dich das mörderische Beil! Lange noch spiele mit deinen tausendmahl tausendtausend Blättern grün und weiß! Und so oft ein dankbarer Gottesverehrer unter dir Betrachtungen über seine Vergangenheit anstellt, so oft sey ohne Nege, wie ein Fels; sobald er aber einen frommen Vorsatz für die Zukunft faßt, so säusele ihm des Himmels Beyfall zu.“

Der Vollmond winkte auf dem Rückwege Roberts Blicke an sich. „Ach, seufzte er tief, wann wirds seyn, wo wirds seyn, daß ich am Arm meiner Himmlischen so nach dir auffchaue, wie jetzt?“ Sobald er nach Hause kam, packte er ein und schrieb bis zum Morgen hin. Eils Briefe verbrannte er wieder; den zwölften ließ er unverbrannt und schickte ihn um acht Uhr an Luizens Vater.

„Unvergeßlicher Wohlthäter, leben Sie wohl und verzeihen Sie mir! Zu viel bothen Sie mir an. Ich fühle den Undank, daß ich es nicht annehme, tief; aber ich kann es nicht annehmen. Ich kann Luizen nicht glücklich machen; sonst wäre ich ein Betrüger, wenn ich den Schein davon trüge. Meine einzige letzte Bitte — überheben Sie mich des persönlichen Abschieds von Ihnen! Zu beschämt, als daß ich Ihnen je wieder unter die Augen treten könnte, bin ich, noch ehe eine Stunde vergeht, schon zum Thore hinaus.“

Robert ward wie vom Bliß gerührt, als noch vor halb neun Uhr schon der Banquier in die Stube trat. Seinen Ehrgeiz gekränkt fühlend, auf seinen Reichthum stolz, mit Vorwürfen ihn überschüttend, stand Luizens Vater vor ihm da — ? Nein, humaner, als je, liebevoll, herzlichgutmeinend stand er da,



drückte ihm erst die Hand, klopfte ihm die Backen, schloß ihn endlich in die Arme.

„So leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Wie hätte ichs über mein Herz bringen können, Sie nicht noch einmahl zu sehen? Unvergeßlich sollen Sie mir auch, so lange ich lebe, seyn. Gottes bester Segen begleite Sie!“

Robert, der lebensvolle und lebensreiche Robert — Robert, der junge Mann, nichts, als Leben, war in diesem Augenblicke leben los; so umwerfend, umstürzend war für ihn der unerwartete Eindruck. Der Banquier brachte ihn aufs Sofa und lief nach Stärkungsmitteln. Als Robert wieder zu sich kam, stand Luise vor ihm und hielt ihm Schauerischen Balsam vor. Kaum erblickte sie ihn wieder bey Besinnung, so verließ sie ihn mit den Worten. — „Wider ihren Willen sah' ich Sie noch einmahl.“

Robert. Gott, unter was für braven Menschen bin ich!

„Ja, das sind Sie gewiß.“

Robert. (In Grimm gegen sich selbst.) Ich Undankbarer — ich!

„Nicht so, junger Mann! Lassen Sie sich auch durch den jetzigen Vorgang in Ihrem Entschlusse nicht irre machen. Wir können nicht über unser Herz gebiethen. Es hilft al-

les nichts, daß man sagt, der kalte Verstand müsse es leiten; in diesem Punkte gehts nicht klug damit. Ich habe zu viel Erfahrungen davon gemacht. Millionen bringen die Liebe nicht hervor; wohl aber ersetzt die Liebe Millionen. Sie haben redlich an mir und an meiner Tochter gehandelt; ich kann es Ihnen nie verdanken. Was für ein unglücklicher Mann wäre ich auf meine alten Tage geworden, wenn Sie sich durch mein elendes Geld hätten blenden und verleiten lassen, mich und mein einziges Kind zu täuschen!"

Robert. Ich erliege unter dieser Sprache. Sie ist mir unerhört, unbegreiflich, unglaublich — ich träume.

„Nein, nein, Sie träumen nicht; es ist lauter Wirklichkeit. Das aber thun Sie, abstrahiren Sie aus diesem Vorgange den Satz, daß es auch noch vernünftige Reiche gebe. Wir, die wir Geld haben, sind nicht alle so bauerstolz, wie wir reich sind. Mancher unter uns ist noch des Glaubens, daß ein Mann von Kopf und Herz mit einem Banquier, bloß als Banquier, nicht zu tauschen nöthig habe. — Ich bitte Sie, wenigstens bis morgen hier zu bleiben. Sie sollen Luise nicht wieder sehen, und Luise Sie nicht. Erhohlen sollen Sie sich nur.“



Robert. Nein, nein! Fort mit mir auf der Stelle! Jede Stunde noch in diesem Hause tödtet mich drey-mahl.

„So nehmen Sie wenigstens dieses kleine Geschenk mit auf die Reise.“

Robert. Um Gotteswillen nicht! Aber — (legt ihm die Hand aufs Herz) Mann, waren Sie es nicht, der mir die hundert Ducaten mit der Post übermachte? Bey den Freuden der höheren Liebe — gestehen Sie mir dieß zum Abschiede noch!

„Ja, das war ich.“

Robert. O Gott, o Gott! (schlägt sich vor die Stirn) Du Kopf, o du Kopf —

„Wohl Ihnen bey diesem Kopfe! Andern halb Spannen unter ihm schlägt ein Herz, das seiner würdig ist. Unendlich glücklich hätten Sie mich mit beyden gemacht; aber — (gibt ihm den letzten Händedruck) Adieu“

Robert. (heftig) Adieu! Adieu!

In der Thüre kehrte der Banquier noch einmahl um. „Ich habe von meinem Vater noch ein Paar Zeilen, die er geschrieben hat, und sehe sie, so oft ich sie sehe, mit Vergnügen an. Ich meinte es so gut mit Ihnen, wie Ihr Vater, und so hoffe ich, daß Sie nach Jahr und Tag auch einige Zeilen von mir gern ansehen werden. Hier sind sie verste-

gelt; heute übers Jahr machen Sie das Siegel ab und lesen sie zum ersten Mahle.“ Robert nahm den Brief stumm an.

Noch vor Vergang einer Stunde war er mit Extra zum Thore hinaus, ohne von irgend einem seiner Freunde weiter Abschied genommen zu haben. Sein Zustand war mehr Verwirrung, als klares Bewusstseyn. Er fuhr zweymahl vier und zwanzig Stunden, ohne sich länger aufzuhalten, als der Wechsel der Pferde erforderte. Endlich kam er in eine romantische Gegend. So schön, wie hier, hatte er die Natur noch nie erblickt. Seine ganze Seele ermannete sich wieder. Es war Sonntag, und eben, als er in das nächste Dorf einfuhr, ward zur Kirche gelaütet. Er stieg ab: gesellte sich unter die Kirchengänger und hörte wieder alle Erwartung einen jungen Mann über die innere Glückseligkeit des Menschen gar herrlich reden. In der Kirche fiel ihm ein wahrhaftig griechisches weibliches Profil auf. Die Predigt machte so starken Eindruck auf ihn, daß er sogleich aus der Kirche dem Redner nachging, um sich bey ihm für die gehabte Erbauung zu bedanken.

Reinwald war ein sehr gebildeter Mann. Auf der Kanzel stand er als practischer Philosoph da, und im Gesellschaftlichen Umgange



zeigte er sich als schöner Geist. Um seinem Hange zu den Wissenschaften ungestörter gewidmet zu bleiben, hatte er sich von aller Ökonomie losgemacht, und lebte am Arm einer vortreflichen Gattinn äußerst glücklich. Kaum hatte Robert eine Viertelstunde sich mit ihm unterhalten, so hatten beyde einander gleich lieb. Die Unterredung fing von der Predigt an, woraus Reinwald sah, daß Robert wie Reinwald denke, und schloß sich mit Roberts Lieblingsmaterien, woraus Robert sah, daß Reinwald wie Robert denke.

„Es hat mir heute sehr wohl gethan, so reine Begriffe von menschlicher Glückseligkeit als Gottes Wort zu hören.“

Reinwald. Mann kann die Menschen nicht genug von äußerlichen Dingen ableiten und auf sich selbst zurückweisen; denn es ist unglaublich, wie wenig sie noch die Glückseligkeitsquellen schätzen, welche sie in sich selbst herumtragen. Statt aus diesen zu schöpfen, welches sie jederzeit mit dem besten Erfolge thun könnten, suchen sie ihr Glück außer sich und haschen nach Gütern, die unter der Gewalt der Umstände stehen und ihnen daher nur selten zu Theile werden können.

„Ja, und was noch mehr ist, wenn sie sie dann nun auch erlangen, so sind sie um

nichts besser daran. Die Befriedigung der selbstgemachten Bedürfnisse erzeugt wieder andere Bedürfnisse; der erfüllte Wunsch gebärt einen neuen noch größern Wunsch, und so entsteht für sie ein Strudel von Unerfättlichkeit, der sie in den Abgrund der Unzufriedenheit stürzt.“

Reinwald. Leider gehts so sehr in allen Ständen. Man ist durchgängig weit unglücklicher, als man seyn sollte; man macht sich selbst unglücklich. Freund — ein mäßiger Wirkungskreis für uns — Bewußtseyn, daß wir im selbigem Gutes stiften — immerwährender Fortgang in Ausbildung unseres Geistes und Herzens dabey — frohes Gemüth, daß aus diesen Allen entsteht — — dieß zusammen ist die Hauptsache; alles Andere, was man dann noch braucht, fällt zu, und fällt es nicht in vollem Masse zu, so füllt Zufriedenheit das Maß leicht aus.

„Aber meinen Sie nicht auch, daß doch noch etwas zu unserer Glückseligkeit unentbehrlich sey, das wir in uns selbst nicht finden? Noch eine andere Seele muß da seyn, mit der wir unser inneres Glück, wie unser äußerliches, theilen, und das muß eine weibliche Seele seyn, die völlig mit uns sympathi-



sirt und in deren Liebe wir die Selbstliebe noch einmahl fühlen.“

Reinwald. Allerdings. Diese finden wir auch, wenn wir sie suchen. Freylich währet es für den gebildeteren Mann länger, ehe er sie findet; aber endlich findet er sie doch.

„Balsam, Balsam für mein Herz! Sprechen Sie weiter über diese Materie!“

Reinwald. Es ist ja ganz natürlich, daß, wer Mehr sucht, als Andere, auch länger suchen müsse, als sie. In Ansehung des weiblichen Geschlechts ist dieß ganz besonders der Fall. Wie wenig geschieht noch für die wahre Ausbildung desselben! Noch sind die Mädchen, die sich selbst bilden, allein des Suchens werth. Inzwischen wollte ich ja um Alles in der Welt mit keinem gewöhnlichen Mädchen zufrieden gewesen seyn; und so ließ ich mich das lange Suchen nicht verdriesen. Fleisch und Erz machen den Mann von Kopf und Herz fürwahr nicht glücklich. Ich kann mir nichts schrecklicheres denken, als wenn ich lebenslang einen Klotz von Weib zur Seite haben müßte, die zum Strome meiner Empfindungen den Damm vorstellte und, sobald ich nicht vom Bierabziehen, Fleischsalzen und Wursträuchern mit ihr spräche, gähnte; und — wenn sie mir auch noch so-

viel zugebracht hätte. Ich weiß den Werth des Geldes zu schätzen; aber der Maßstab zum Werthe des Weibes muß er nicht werden, und kann er mit diesem nicht bestehen, so thut der Weise, der über wahres Glück richtiger urtheilt, gern auf ihn Verzicht. Geist und hohe Empfindung, diese innere Schönheit, abgedrückt durch eine schöne äußerliche Hülle, durch welche sie hervorleuchten müssen, — das ist des Weibes Werth.

„Ach, wie sprechen Sie mir aus der Seele! Wie mag ein Mann ohne so ein Mädchen glücklich seyn?

Reinwald. Ja, auch ich ward nicht eher wahrhaftig glücklich, als bis ich meine Henriette fand — Henrietten, den Engel in menschlicher Gestalt. Sie werden sie sehen, und dann will ich Ihr Urtheil hören. Ich fand sie von ungefähr; nach langem Suchen fand ich sie ohne zu suchen. So gehts mehrentheils mit unseren wichtigsten Schicksalen; wir thun bey diesem gerade das Wenigste; und die Providenz macht zu ihrer Zeit die Hauptsachen gern allein ab. Unser eigenes Planmachen thut selten gut; am besten ist's, man wartet die Conjunctur ab und ist ihr nur nicht entgegen, wenn sie kommt. Was seyn soll, schickt sich wohl — die Wahrheit dieses alten Sprichs



worts habe ich mehrmahlen in meinem Leben zu meinem Erstaunen erfahren.

„Sie rechnen doch aber wohl nicht unter die Plane, die man nicht selbst machen soll, auch dieß — daß man sich das Ideal des Mädchens nicht zeichne, nach welchem man sucht?“

Reinwald. Keineswegs! Dieß muß in der Seele des Suchers da seyn: es muß sein Geleitsmann seyn, daß er nicht falsch suche. Es mag ja ein Gut seyn, welches es will, das wir suchen; sobald wir es finden sollen, muß das Bild davon erst vor uns schweben. In Ansehung des überschwenglichen Guts nun, das Sie vermuthlich jetzt suchen, ist dieß vorzüglich der Fall.

„Wenn sich nun aber zu dem Ideal durchaus Nichts in Natur fände, das ihm Strich für Strich ähnlich wäre?“

Reinwald. Da weiß die Natur sich zu helfen. Es ist etwas ganz Anderes, wenn ein Gegenstand wirklich existirt und lebend da ist, als wenn es nur lebloses Ideal ist. Der kleinste gedachte Reiz wird durch Leben erhöht, und so vermißt man darüber diesen oder jenen etwa in Natur fehlenden Strich des Ideals leicht. Auch findet man dafür manchen andern schönen Strich in Natur, den

das Ideal nicht hatte; und so hat das alles nichts zu sagen. Nein, nein, junger Mann; Sie werden sie finden, die Sie suchen, wie ich sie fand, die ich suchte; studieren Sie vielmehr in voraus darauf, wie Sie sie, wenn Sie sie gefunden haben, als Fund, den Sie dann besitzen, immer so im Werthe für sich erhalten, daß Sie sie lebenslang noch suchen würden, wenn Sie sie noch nicht gefunden hätten. Das ist schwerer, und dazu gibt es nur ein Mittel.

„Ich glaub' es zu kennen; doch nennen Sie mir's.“

Reinwald. Es besteht kurz und gut darin, daß die Liebe menschliche Liebe bleibe, und daß man ihre höheren Freuden am höchsten schätze.

„(Indem er ihm um den Hals fällt) Ach Mann ganz nach meinem Herzen, Sie haben Recht, das ist's, ja, das ist's — das meint' ich.“

Reinwald. Die Sache ist durch die Erfahrung so bewiesen, daß man sie nicht einmal aus Gründen zu erweisen nöthig hat. Werden nicht die mehresten Eheleute nach einer kleinen Reihe von Jahren so kalt und gleichgültig gegen einander, als wenn sie sich gar nichts mehr angingen? Alle Liebe ist bey ihnen erloschen. Sie werden einander über-



drüffig, wünschen sich wieder von einander — o wehe der Lage, in welcher die heilige Sache der Menschheit, die Liebe, noch ist! Ich kann meinen Jammer darüber nicht genug ausdrücken; Grauen überfällt mich jetzt, so oft ich ein Paar Leute trauen muß, und es ist mir immer, als sähe ich sie schon, wie sie nach einiger Zeit im Herzen zu mir sprächen — — du Zusammenfüger, kannst du uns nicht wieder scheiden? Was ist's, daß diese Metamorphose hervorbringt? Übergenuß der Thierheit!

„Ich glaube aber auch, daß es aus Gründen beweisbar sey, daß es dabey nicht anders kommen könne. Wie kann Liebe ohne Achtung für einander bestehen? Wie Achtung ohne fortdauernde Bescheidenheit gegen einander? Diese aber wird ja durch thierischen Übergenuß von Grund aus zernichtet.“

Reinwald. Richtig! Das zu oft ein Fleisch werden zerstört das ein Herz und eine Seele sein ganz und gar. Jenes ist ja doch nur Thierheit und bleibt Thierheit; und wenn es die Dichter auch zur Sache der Götter machen und ihm sogar eine besondere Gottheit vorsezen, deren Dienst und Verehrung es wäre. Wenn nun ein Mensch gegen den Andern zu oft zum Thier macht: so muß der

Werth Beyder in den Augen Beyder gegenseitig sinken.

„Ja, so sinken, dächt ich, daß sie zuletzt, wo sie sich nur sähen, mit dem Gedanken sich ansehen müßten — wir Thiere! Ich lasse es gern auf sich beruhen, daß der Mensch in Hinsicht des großen Zwecks der Fortdauer seiner Gattung dem allgemeinen Propagationsgesetze des Thierreichs unterworfen sey; aber das ist mir unbegreiflich, wie ein Liebender zum Andern gleichsam sagen könne — dann bist du mir erst am liebsten, wenn du Thier mit mir wirst. Es kann nicht anderst sein, als daß diese Sprache das Grab der Liebe werden müsse.

Reinwald. Überhaupt sollten Liebende doch auch die Analogie mehr beherzigen, welche sie allein schon weise Mäßigkeit lehren kann. Es ist ja nichts zu denken, das zu unserer Erhaltung und Beglückung gehört, welches nicht, sobald es übermäßig genossen wird, gerade das Gegentheil wirkte, und uns, statt uns zu beglücken, unglücklich machte, und statt uns zu erhalten, zerstörte. Sollte man glauben können, daß die Natur bey der Liebe einzig und allein eine Ausnahme von ihren allgemeinen Gesetzen gemacht haben werde? Vielmehr ist die Liebe am meisten an sie



gebunden. Eben so lehrt auch die Analogie von einer andern Seite, daß es, sobald es irgendwomit zu oft bis zur Extremität kommt, um den Werth desselben geschehen sey.

„Ich glaube sogar, daß der thierische Übergenuß am Ende dem Herzen die Kraft, wahrhaftig zu lieben, raube. Die Flamme der Innigkeit kann nicht mehr auflodern, die das Wesen der Liebe ausmacht; es gebricht an Feuerstof dazu. Es hat bey blossen Versuchen, sich zu hohem und vollem Wollen für einander zu erheben, sein Bewenden; Schwung- und Spannkraft des Herzens ist dahin; der grobe Sinnenreiz hat das feinere Gefühl für einander abgestumpft, so abgestumpft, daß es durch nichts wieder Schärfe erhalten kann.

Reinwald. Alles wahr! Alles vollkommen wahr! Besonders verliert sich die Kraft zu geistiger Unterhaltung, wie der Hang dazu, ganz, und solche Personen sind jener hohen Empfindungen, jener süßen Schwärmeren, jener himmlischen Seeleneinigung durch heilige Sympathie gar nicht mehr fähig; und was ist die Liebe ohne diese? So viel mögen Liebende an Lebensgeistern, an electrischem Feuer, an Aether, oder wie wir es nennen wollen, abgeben, als dazu nöthig ist, im Gleise der Sparsamen Natur wandelnd des

des hohen Altern Glücks theilhaftig zu werden; aber — mehr, als dieß, — zwecklose Verschwendung — Drangoutangismus — o wehe, daß Eheleute noch immer der Meinung sind, als hätten sie am Altare ein Privilegium hierzu erhalten! Sie glauben aber nicht, junger Freund, wie es in den Ehen auf dieser Seite hergehe. Man lebt da oft weit abscheulicher, als unsere liederlichsten Ehelosen nur leben können. Diesen wird es zum Verbrechen gemacht; jenen zur Gerechtsame. Warum schweigen unsere Moralen hiervon? Hier, hier ist noch eine ungeheure Lücke in ihnen; also in einem der allerwichtigsten Kapitel. Wie die Sache noch steht, so ist es fast, als wenn der Ehestand dazu da seyn sollte, daß die Menschen durch ihn in den Stand der Thierheit völlig herabsinken möchten. O wie wird der große Zweck der Vereinigung beyder Geschlechter dadurch so ganz und gar verkehrt!

„Ja wohl, ja wohl! Durch sie soll ein ganzer Mensch gleichsam erst werden, und so werden viele gar zu Thieren dadurch. Wissen Sie kein Mittel, dem Übel abzuhelfen?“

Reinwald. Für ungebildete Menschen nicht; aber für gebildete wohl. Es muß anfangs nicht versehen werden; das ist die Hauptsache. Gebildete Liebende hatten ja vorher,  
 ehe



sie sich ehelichten, an dem Menschlichen der Liebe genug; warum sollten sie nicht nachher noch eine Zeitlang daran genug haben können? Sie müssen nur wollen. Sie müssen fortfahren, die höhern Freuden der Liebe als die Hauptsache zu betrachten; sie müssen sich erst recht im Genuße dieser festsetzen und das Verlangen nach diesen zum herrschenden Verlangen in sich machen. Thun sie nicht so; suchen sie den Unterschied der Liebe in der Ehe stracks in dem Thierischen der Liebe: so ist's um sie geschehen. Die Thierheit gewinnt in ihnen mit den ersten Tagen die Oberhand; die Ideenassociation an der Hand der Fantasie kommt dazu und verthiert sie so, daß sie bald einander in der Einsamkeit nicht mehr ansehen können, ohne an Thierheit zu denken. Meine Henriette war länger meine Braut als die Welt es wähnte, und — wir segnen uns beyde noch dafür.

Henriette erschien und unterbrach das Gespräch. Robert machte bey ihrem Anblick zwey Entdeckungen auf einmahl. Henriette war das Frauenzimmer mit dem griechischen Profil, das er in der Kirche gesehen. Henriette schien ihm auf den ersten Blick gleich seinem Ideale sehr ähnlich zu seyn, ausgenommen, daß ihr die völlige Größe in seiner Zeichnung fehlte.

Ganz Auge auf sie, war er nur begierig; sie sprechen zu hören. Henriette hatte nicht gewußt, daß ein Fremder bey ihrem Manne sey, und kam, um ihn zum Mittagessen zu rufen. Befangen darüber, machte sie bloß eine stumme Verbeugung und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. „Ohne Umstände, sprach Reinwald, essen Sie mit und nehmen Sie uns, wie sie uns finden. — Mein Kind, ich habe uns einen guten Tischgesellschafter aus der Kirche mitgebracht. Drüben wollen wir ihn ausfragen, wer er ist.“ Robert nahm die Einladung traut an und führte Henrietten ins Speisezimmer.

Die Unterhaltung ward bald eine der angenehmsten, und Henriette zeigte, daß ihr Inneres dem Äußerlichen vollkommen entspreche. Robert pries noch in der ersten Stunde seinen gastfreyen Wirth unendlich selig. Das Resultat aller der ersten Eindrücke, welche das herrliche Weib auf ihn machte, war — „Heil dem Manne, der dich fand! Doch, wie er dich gefunden, so werde ich auch die Meinigen finden.“ Dieser Gedanke gab ihm einen so electrischen Schlag, daß er so unaufgefordert von sich zu erzählen anfang und seinen Vorsatz äußerte, sich einige Zeit in die-



fer Gegend aufzuhalten, um seine Landschaftszeichnungen Sammlung zu vermehren.

Welche Freude für Henrietten, die auch ziemlich gut zeichnete, als sie dieß hörte! Nun ward das Gespräch noch traulicher und lebhafter, und sie bat ihn, daß er sie während seines Aufenthalts hier herum recht oft besuchen möchte, damit sie von ihm lernen könnte. „Das können wir besser machen, versetzte Reinwald; unser Haus ist groß genug. Bleiben Sie bey uns, so lange Sie wollen.“ Der Koffer war gehohlt und Robert ließ sich bey diesen Glücklichen häuslich nieder.

Raum hatte er einige Tage bey ihnen zugebracht, so blickte er schon in das ganze Innere ihres Hauses und Lebens ein. Er fand hier seine hohen Ideen von den Wonnen der Liebe wahrhaftig realisirt; die Seligkeit, welche diese beyden Menschen genossen, schien ihm das Bild von höchster menschlicher Seligkeit zu seyn, und er beschloß, in ihrer Schule alles das zu lernen, was er noch nicht wisse. Die herzlichste Vertraulichkeit und die zärtlichste Bescheidenheit vereinigten sich bey diesen Eheleuten; sie schienen Liebende noch in der ersten Periode zu seyn, und die erst im Begriff wären, einander zu heyrathen; ihre Blicke waren noch gleich-hangend an einander,

ihre Umarmungen noch gleich-feurig; jeder las die Wünsche des Andern in seinen Augen und erfüllte sie, ohne Worte zu hören. Bald sprachen sie über häusliche Angelegenheiten mit gleicher Theilnehmung; bald unterhielten sie sich mit Robert über schönere Gegenstände; bald ließen sie ihren kleinen Karl von einem Arme auf den andern wandern. Robert ward von Beyden wie ein Bruder behandelt und nahm an allem Guten, das sie hatten, so Antheil, als wenn er der dritte dazu gehörige Mann wäre. Er betrachtete es als das günstigste seiner Geschicke, daß er zu diesen Edlen eingehen müssen, und kam sich dabey ganz wie ein junger Jurist vor, der, wenn er seine Studien absolvirt hat, sich in die Expedition bey einem Practiker begibt, um da seine Kenntnisse zu vollenden und sich nun auch zur Praxis gehörig geschickt zu machen; nur war der Unterschied der, daß er hier nicht vollkommen processiren, sondern vollkommen lieben lernte.

Henriette nahm Zeichenstunden bey ihm und er erhielt dadurch Gelegenheit, ihren großen innern Werth erst ganz kennen zu lernen. Ihr Sinn für das Schöne gab dem seignigen nichts nach, und überraschte er sie einmahl mit einer höheren Empfindung des schö-



nen Großen, so überraschte sie ihn dafür bald wieder mit einer höheren Empfindung des schönen Sanften. Beide fühlten reine und hohe Sympathie unter sich, und so ward bald manche Stunde, die zum Zeichnen bestimmt war, unter seelenvollen Gesprächen und enthusiastischen Herzensausgießungen zugebracht.

Nach einer solchen Stunde war es einmal, als Reinwald an Robert die Frage that. — „Nun, da Sie meine Henriette gesehen, was urtheilen Sie über sie? Nicht wahr, was ich Ihnen vorher sagte?“

„Gott, wie unaussprechlich glücklich sind Sie!“

Reinwald. Ja, das bin ich. Sie werden's aber auch werden; bleiben Sie nur bey Ihren Grundsätzen. Sehen Sie, ich hatte mir auch ein Ideal gezeichnet, und Henriette entsprach ihm bis — auf die Größe.

„Was Sie sagen!“

Reinwald. Als ich Sie aber näher kennen lernte, vermiste ich die ihr fehlende Größe nicht mehr. So wird's Ihnen auch gehen.

„Was Sie sagen!“

Reinwald. Was würden Sie aber thun, wenn Sie jemahls Ihr Ideal zwar in

Natur fänden, es aber schon im Besitz eines Andern erblickten?

„So würde ich es mit hoher Wonne zwar jederzeit sehen, mein Herz aber würde nie Ansprüche darauf machen; oder so, wie der erste Anspruch sich regte, würde ich mir urplötzlich auch den ferneren Anblick desselben entziehen.“

Reinwald. Sie preisen mich glücklich, Freund, und ich bin es auch; aber mitten im Genuße meiner unbegrenzten Glückseligkeit thue ich oft die Frage an mich — wie würde dir nun werden, wenn dir Henriette wieder genommen würde?

„Das ist ein fürchterlicher Gedanke. Weg mit ihm! Ihm müssen Sie nicht nachhängen.“

Reinwald. Ja, und doch gehört der Fall unter die, auf welche man sich vorbereiten muß. Wie bald ist's um ein Weib geschehen!

„Halten Sie denn die Weiber für so unbeständig in der Liebe? Ich denke mir vielmehr das Gegentheil.“

Reinwald. Ey, so mein' ich's nicht. Man sagt es den Weibern zwar nach, daß sie veränderlich wären; ich dünkte aber, daß ein Mann tausend Mittel hätte, sich des Herzens seiner Frau von neuem wieder zu versichern. Meine Frau z. B. müßte es gewiß selbst mir entdecken, wenn es möglich wäre, daß sie je-



mahls Neigung für einen Andern empfände. Unter Wahrhaftigliebenden ist aber so ein Fall kaum denkbar. — Nein, ich meine, wenn mir Henriette voran stirbe, bald voran stirbe!

„Sehen Sie doch nicht das Auserste!“

Reinwald. Das ist es gar nicht. Dieß ist wohl möglich; jenes aber, daß sie mir ungetreu würde, ist unmöglich.

„Wie sollte das Schicksal ein Paar Menschen erst ganz für einander schaffen, und hernach durch den frühen Tod des einen den Andern zugleich frühzeitig wieder zerstören?“

Reinwald. Nur gar zu oft werden die, welche sich am unaussprechlichsten lieben, am ersten wieder getrennt, und die sich einander zur Qual sind, werden alt und grau beysammen. Aber schrecklich, schrecklich muß seyn! so ganz erst für einander leben, an einander hangen, in einander existiren, und dann mit einem Mahle wieder — — aus einander — — — Wie, wenn beyde Bahnreihen aus ihren Höhlen mit einem Zuge ausgezogen, alle Gedärme mit einem Schnitte zerschnitten, alle Knochen mit Hämmer auf einmahl zerknirscht und Nieren und Herz zugleich ausgerissen würden, so müßt's seyn.

„Hülff uns Gott, das müste gar nicht zu überleben seyn.“

Reinwald. Lange wenigstens nicht. Die Kraft der Religion ist zwar groß, und ich bin selbst Religionslehrer; aber hier, glaub' ich, reicht sie für mich nicht zu.

„Was könnte uns die Religion auch Größeres zum Troste sagen, als das eine bessere Welt uns wieder vereinigen würde? Und so würde dieß nur die Sehnsucht vermehren — bald nach! bald nach!“

Reinwald. So ist's. Und darum steht um unsere schönste Glückseligkeit nicht besser, als um alles Andere. Erst sucht und sucht man sein zweytes Ich lange, ehe man es findet — das ist die eine Noth; ist dieses vorüber, so geht die andere an und man fürchtet und fürchtet nun wieder es zu verlieren.

„Und doch wird man ohne ein zweytes Ich nie ganz Ich.“

Reinwald. Dennoch denke ich den Trennungsgedanken oft. Ich denke ihn oft mit Henrietten zusammen, und das sind die heiligsten Augenblicke unseres Lebens. Dann sagen wir uns beyde, daß es möglich sey, daß wir einer den Andern bald verlieren können; Sie können nicht glauben, was für unnennbare Empfindungen dieß gebe und wie wir dann am trauesten an einander hinschmelzen. Ich junger Freund, das sind Stärkungen der



Liebe, wie sie die ganze Welt nicht weiter hat. (Henriette kam dazu und Reinwald schloß sie mit enthusiastischer Wärme in seine Arme) O du meine Henriette — du mein Leben — du mein Alles!

Robert. (faltete unwillkürlich die Hände, erquickte sich am himmlischtrauren Anblick und sprach bey sich selbst) — „Wehe dem, der eure Liebe stören könnte, er heiße Mensch, oder Tod!“

Die Zeichenstunden wurden fortgesetzt, und zwar mit verdoppeltem Eifer; damit Henriette von dem Gast Robert während seines Aufenthalts so viel lernen könnte, als möglich. Nach jeder derselben eilte sie nun zu ihrem Manne, um ihn durch das allerherzlichste Besehensseyn für ihren Verlust unterdessen gleichsam zu entschädigen.

Einst vergaß sie dieß zu thun.

Reinwald schrieb es häuslichen Geschäften zu, die sie davon abgehalten hätten. Als sie nach einigen Stunden zu ihm kam, war sie unruhig und las Vorwürfe in seinen Augen, an die sein Herz nicht dachte. Er fragte sie dreymahl nach der Ursache ihrer Unruhe; aber sie wich der Antwort aus und blieb unruhig. Drey Tage hinter einander setzte sie darauf die Zeichenstunde aus und brachte sie bey ihrem Manne zu. Es war, als hätte sie

ein Gelübde gethan; und sobald sie dieß erfüllt, kehrte die Ruhe in ihr Herz zurück, und man las in ihren Augen die Worte — Nun hab' ichs wieder gut gemacht.

Die schönste Jahreszeit war da. Die Gesilde umher wurden die lachendsten, die bezauberndsten. Robert fing an, eine der herrlichsten Malereyen der Natur aufzunehmen und — Henriette ward seine Begleiterinn. Bald ging auch Reinwald mit; bald kam er nach; bald fehlte er ganz dabey. Im letztern Falle lauerte er dann schon Stundenlang am Fenster, und so, wie er Henrietten mit Robert zurückkommen sah, eilte er vor die Thüre um sie aus Roberts Armen wieder in Empfang zu nehmen.

Man sage von der Unschuld der Natur, was man will; in ihrem freyen Schoße quillt Liebe, und je schöner die Gegend, desto stärker der Quell. Höret, höret, — ihr, die ihr euch lieben wollet und dürfet, und ihr, die ihr euch nicht lieben dürfet und wollet! Ihr Ersteren, suchet die Einsamkeit der wunderschönen Schöpfungen — so benedeyend für euch, wie sie, können Tempel und Altäre nicht seyn. Ihr Letzteren aber, fliehet sie; Tanzsäle sind euch nicht so gefährlich, als sie. Das Auge voll romantischen Anblicks bezaubert die See.



le, gibt der Fantasie Allgewalt, hemmt das deutliche Bewußtseyn, spannt die Empfindungen überhoch und — —

An einem der göttlichsten Maytage beschlossen die drey Hausgenossen die Wanderung auf einen Berg, auf dessen südlicher Abhangsmitte einer von den hundert aller schönsten Prospecten der Erde war, den Robert aufnehmen und seinen gutherzigen Wirthsleuten zum Denkmahl seines Aufenthals bey ihnen widmen wollte. Reinwald bekam eine unerwartete Amtsverrichtung und versprach, nachzukommen. Die Luft war balsamisch, die Lerchen sangen zu Hunderten, die Nachtigallen wetteiferten, die Quellbäche auf den Höhen rauschten einwiegend in süsse Fantasien zu den Thälern hinab. Robert und Henriette erwählten den schönsten Platz, wo man die volle Ansicht eines der prachtvollsten Amphitheater der Natur hatte. Dicht hinter ihnen war kleines Gebüsch. Robert fing an zu zeichnen; Henriette fing an zu reden. Robert hörte auf zu zeichnen; Henriette fuhr fort zu reden. Einzelne Empfindungstropfen sammelten sich zu einem Empfindungsbache; der Empfindungsbach ward zum Empfindungsstrome — Ehe sie es bemerkten, hatten sie das Gebüsch nicht mehr unter sich, sondern vor sich.

Die Aussicht war weg — sie sahen nur sich. Henriette sprach — Lieben und wieder geliebt werden nähert uns dem Zustande der Gottheit — und drückte ihm dabey electrisch die Hand; — macht uns zu Halbgöttern — setzte Robert feurig hinzu und sank reines Herzens an ihren Busen. So blieb er lange gesunken und sank immer tiefer zur rechten Hand. Herz schlug gegen Herz — Herz klopfte so laut gegen Herz, daß beyde zu gleicher Zeit in die Höhe fuhren und den vorigen Platz wieder einnahmen.

Robert. Was ist? Was geschah uns? Was ist?

Henriette. Ach da kommt mein lieber Mann (Thränen quollen ihr dazu aus den Augen)

Robert sah die Thränen, sprach kein Wort, führte Henrietten ihrem Manne zu und sagte — ich komme nach. Reinwald ging mit Henrietten fort. Robert trat hinter das kleine Gebüsch zurück.

„Hier war es, hier! Hier — hier!“ — Und was war hier? — Nichts! — „Nichts? gar nichts?“ — Bey meinem Herzen — noch weniger, als Nichts! — „Du warst ja aber nicht bey dir; du weißt viel, was geschehen ist.“ Gott soll mit mir seyn, ich werde doch wissen, was ich that. — „Aber du hast nicht



recht gethan, und sie auch nicht; ihr thatet Beyde unrecht.“ — So sey's! So schwör' ich beim May und beym December — ich wills nicht mehr thun — ich wills wieder gut machen — wer denkt sich denn auch so etwas? Fort will ich aus diesen Gefilden, heute noch fort. Wenns so ist, so könnte ich wohl gar die Ruhe eines Hauses stören, das mich so freundschaftlich aufnahm. Gott behüte mich davor! Ich will ihm selbst Alles sagen, in Ihrer Gegenwart Alles sagen, und dann — fort, fort! Nein, nein, Robert, so denkst du nicht; es ist auch gar nicht so weit — bewahre Gott, bewahre Gott! Aber doch — lieber fort, weitweg fort, bis nach Südin- dien fort! (brückt sich den Hut tief ins Gesicht) Adieu Paradis! Auf meinen eigenen Befehl lagere sich nicht ein Cherub, sondern das ganze Cherubsheer vor dir, und jeder davon habe meinewegen zwey hauendte Schwerter! Ihr könnet lange um euch her hauen, ehe ihr Robert trifft.“

Sobald Robert nach Hause kam, packte er ein. Niemand von seinen Wirthsleuten ließ sich sehen, oder hören, Als er fertig war, ging er auf Henriettens Stube. Henriette saß den Kopf auf den Ellbogen gestützt, das Schnupstuch vor die Augen haltend und bes-

tig schluchzend. Er ergriff bider ihre rechte Hand.

„Freundinn, warum sind Sie so auffer sich? Seyn Sie doch unbefangen, wie ich! Haben wir den etwas Böses gethan?“

Henriette. (noch heftiger schluchzend) Nein doch — das nicht! Ach nein doch — nein!

„Herz schlug ja nur gegen Herz. Ist das etwas Böses, so wollt' ich, daß kein Herz Schlag hätte. Aber — eine ewige Warnung soll mir's seyn, mit so einer Frau, wie Sie sind, je in einem der schönsten Schoße der Natur wieder allein zu seyn. Ich blüße für meine Sünde, wenns eine ist, glauben Sie mir's. Sie sind gut und ich bin nicht schlecht.“

Henriette. Ach — verlassen Sie mich!

„Ja, das will ich auch. Heute noch — ganz, auf ewig!“

Henriette. (froher) Ja, das ist auch wohl das Beste.

„Ja doch, ja; mein Koffer ist schon gepackt. Herrliche Henriette, ich bin es Ihnen selbst schuldig. Nur den letzten Gefallen noch; kommen Sie mit zu Ihrem Manne. Da wollen wir von einander Abschied nehmen.“

Wie eine verwundete Heldinn vom Schlachtfelde stand Henriette auf, reichte ihm



selbst den Arm und ging mit ihm in Reinwalds Stube.

Reinwald. (als er sie in der sonderbarsten Seelenverwirrung Arm in Arm hereintreten sieht.) Sagt mir nur, was Ihr vorhabet.

Henriette. (sich von Robert losreisend und ihm um den Hals fallend.) Ach bester Mann, bester Mann, unser Gast und ich — —

Reinwald. Nun was denn — was denn? Gezankt habt ihr euch nicht — das merkt' ich wohl.

Henriette. (ihn fast zerdrückend.) Ach — ach — nun weißt du Alles; aber wir Beyde sind nicht schlecht.

Robert. (in sich selbst verdrüsslich.) Ich — mache Platz.

Reinwald. (zu Robert.) Ist's nun nicht wahr, was ich sagte, daß meine Henriette mir selbst entdecken würde, wenn es möglich wäre, daß — —?

Robert. (ganz in sich gefehrt.) Ich — mache Platz.

Reinwald. Auch Sie sind ein junger Mann, der so handelt, wie er sprach. Nun seyde beyde zufrieden und besinnt euch. Robert ist ein schönerer Mann, als ich, liebe Hen-

riette; aber ich bin gewiß so gut, wie er.  
(Henriette schreit laut auf und umschleßt ihren Mann  
auf das festeste)

Robert. Vergebung von Ihnen Beyden  
— nur Vergebung! Gott segne Sie! Ich —  
auf der Stelle fort.

Reinwald ließ anspannen und begleitete  
Robert in Gesellschaft Henriettens einige Mei-  
len weit. Bey der Trennung hätte der erste  
Mahler Deutschlands zugegen seyn sollen; er  
würde eine Piece geliefert haben, die ihres  
gleichen noch nicht hätte. Henriette lag in  
Reinwalds Armen, als Robert mit seinen Ar-  
men beyde umschloß, und Reinwald drückte  
Roberts und Henriettens Köpfe zusammen.  
„Finde ich sie, die ich suche, — wenn sie  
nähmlich noch für mich suchbar ist — waren  
Roberts letzte Worte, so kehre ich mit ihr in  
diese Gefilde zurück, und dann will ich vor  
Ihren Augen so selig seyn, meine Lieben,  
wie Sie es vor den meinigen waren.“ Hen-  
riette warf bey dem Einsteigen in den Wagen  
Robert noch einen Seitenblick zu, umarmte aber  
im Wagen ihren Mann.

Robert. (als er den Schlag zuwirft) So  
ist's recht. Dem Freunde einen Seitenblick —  
dem Manne die Umarmung! Göttliche Hen-  
riette, Sie vergesse ich nie.



In dem Flecken, wo die Trennung geschah, hatte Reinwald einen Freund, den Amtmann, der auf seine geheime Beschiedung Robert alsbald mit vieler Geschicklichkeit aufnahm. Es traf sich eben, daß die Principallinn des Amtmanns zugegen war. Frau von R. war seit drey Jahren Witwe, und ihr Mann hatte ihr, da er ohne Erben starb und seine Güter an den Fürsten fielen, kurz vor seinem Tode hier ein Gut gekauft, welches eins der schönsten in der ganzen Gegend war. Sie gewann Robert zu verschiedenen mahlen Rede an, der aber heute bey übler Laune war und auf einige Stunden allein zu seyn begehrte. Der Amtmann öffnete ihm den Garten; wo auch Abends gespeiset ward.

Als die Gesellschaft zum Soupee im großen Lindenrunde kam, war Robert nicht zu sehen. Man theilte sich, um ihn zu suchen. Frau von R. fand ihn endlich auf dem entlegensten Plage unter den Silberpappeln, wo er die Füße übereinander gelegt, die Arme zusammengeslagen, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, gedankenvoll da saß. „Mein Herr, Sie sollen mir folgen; es geht zu Tische.“ Robert sprang auf und führte sie ins Lindenrund.

Der Amtmann gab ein köstliches Soupee.

Jeder suchte Robert ins Gespräch zu verwickeln; er zog sich aber immer mit Alalglätte wieder heraus. Endlich brachte ein Bedienter ein Paar Bouteillen Tokajer. Frau von R. schenkte ihm mit eigener Hand ein. Nach Vergang einer halben Stunde erfolgte die gehofte Wirkung davon. Robert ward der unterhaltendste Gesellschafter und fing an von seiner Reise in die Welt zu sprechen. Der Amtmann brachte ihm Reinwalds Gesundheit zu, und die Frau von R. Henriettens. Still, wie ein Frosch, wenn nach ihm geworfen wird, ward Robert. Frau von R. heftete einen ihn völlig durchschauenden Blick auf ihn.

Die Rede kam von Henrietten aufs Zeichnen; da dann Robert wieder Sprache erhielt. Frau von R. ward ganz Ohr, als sie seine Stärke in diesem ihren Lieblingsvergnügen vernahm. Es war ein angenehmer Abend; nach Tische ging sie mit ihm im Garten auf und nieder und that ihm den Vorschlag, daß er auf ihrem Schlosse Quartier nehmen möchte, weil sie seinen Unterricht auf einige Zeit zu haben wünschte. „Es wird Ihnen bey mir gefallen, sprach sie, ich wohne sehr romantisch, habe einen schönen Garten, eine schöne Bibliothek, eine schöne Gemäldesammlung, auch eine schöne Gesellschafterinn, kurz, Al-



les, was mein Herz wünscht.“ Robert, der keine Pläne zu machen pflegte, sondern sie sich vom Schicksal machen ließ, nahm den Vorschlag an und zog noch an demselben Abend zur Frau von R.

So dunkel es war, als er ins Schloß trat, so gab ihm doch die Größe des Gebäudes und die Pracht der Zimmer, welche er sogleich zu sehen bekam, alsbald einen hohen Begriff von dem darin befindlichen Wohlstande. Aber — wie erstaunte er erst, als er am folgenden Morgen in seinem Schlafzimmer ans Fenster trat! Vor ihm lag da in der Tiefe ein großer herrlicher Park, dessen unzählich abwechselnde Parthieen, deren eine immer reizender, als die andere war, er von oben herab mit einem Blick übersah. Am Ende desselben zog sich ein Gebirge rings umher, welches von unten bis oben mit einem schönen Tannenwalde bekränzt war. So Fantasieerregend hatte er noch nichts gesehen; seine Augen schwärmten umher, er trat zurück, streckte die Arme weit aus und glaubte, auf einem Zauberschlosse zu seyn. Kaum hatte er sich durch Greifen nach Wänden, Tisch und Fenster von der Wirklichkeit der Dinge um sich her überzeugt, so rief er einmahl über

daß andere aus. — Mehr, als himmlisch!  
Mehr, als himmlisch!

Ein Bedienter lud ihn zum Dejeune bey der Frau von R. „Ich habe schon gefrühstückt — ich habe schon gefrühstückt,“ mit diesen Worten trat er in ihr Zimmer, und als sie die Erklärung hiervon forderte, setzte er hinzu, daß er sich satt gesehen habe. Sie lächelte und sprach — „das dacht' ich wohl, daß das so etwas für Sie seyn würde; darum ließ ich Ihnen Ihr Schlafzimmer dahinaus anweisen. Ich wünsche nur gar zu sehr, daß es Ihnen recht bey mir gefallen möge. Sie thun von nun an, als wenn Sie hier zu Hause wären. Der Bediente, der Sie rief, ist zu Ihrer Aufwartung bestimmt; wir speisen zusammen und genießen jedes Vergnügen zusammen. Der dritte Mann ist zwar verreiset, wird aber bald wieder kommen. Zeichenstunden werde ich mir ausbitten, wie es mir einfällt. Übrigens, je mehr Sie mein Gesellschafter seyn werden, desto lieber wird mirs seyn. Von anderweitigem größern Gesellschaftsgeräusche bin ich keine Freundin.“

Robert ließ sich nicht einfallen, darüber nachzudenken, wie das alles zusammenhangen möge, sondern blieb bey dem Gedanken stehen; daß es so habe seyn sollen, und gab



der Frau von R. zu Allem sein naives Ja. Sie führte ihn am ersten Morgen noch in ihre Bibliothek, und aus dieser zu ihrer Gemähldeammlung. Nun sah Robert erst ganz, wo er wäre, und diese beyden Zimmer blieben in seinen Augen die schönsten im ganzen Schlosse, so geschmackvoll die übrigen auch angelegt, und so prachtvoll sie auch meublirt waren. „Hier, sprach er zur Frau von R., werde ich mit Ihrer Erlaubniß oft seyn.“ Ja, ja, erwiederte sie, wir beyde.

Frau von R. hatte bereits dreyßig und acht Jahre verlebt und war auch in den Zeiten ihrer Blüthe nicht eigentlich schön gewesen. Von beträchtlicher Größe, hatte sie ein rundes Vollblütigkeit ankündigendes Gesicht, worin nicht viel Ausdruck war; ihr Anstand aber war edel und eben so edel ihr Herz. Zum Wohlthun leidenschaftlich geneigt, ließ sie keinen Tag vergehen, ohne ihn mit großmüthigen Handlungen zu bezeichnen. Vom Puz hatte sie nie viel gehalten; desto mehr schöne Kenntnisse aber besaß sie. Ihre Empfindungen schienen mäßig. Wenn Robert zu schwärmen anfing, so hörte sie es zwar gern, sie konnte ihm aber nicht nachschwärmen. Robert schätzte sie sehr hoch; da sie aber über seinem Stande und über seinem Alter war,

so war es ihm nicht einmahl eingefallen, sie gegen sein Ideal zu halten.

Es vergingen die ersten vier Wochen, und die angekündigte schöne Gesellschafterinn erschien nicht. Frau von R. sagte, daß sie krank geworden wäre. Unterdessen war kein einziger fremder Besuch geschehen; Robert hatte fleißig Zeichenstunden gegeben, hatte das Vorleseramnt fleißig verwaltet, hatte den schönen Park mit seiner Wohlthäterinn fleißig durchstrichen und die Gegenden umher mit ihr fleißig befahren und war fast gar nicht von ihrer Seite gelassen worden.

Jetzt fing die Frau von R. an sich mehr zu puzen, als sonst. Robert mußte ihr sagen, welcher Anzug ihr am besten stehe, und sofort ward der von ihm benannte ihr immerwährender. Sie ward noch zuvorkommender gegen ihn, machte ihm unter andern Geschenken von Werth auch ein Geschenk mit ihrem Gemählde, daß sie ihm als Brelocke mit einer goldenen Uhr zugleich überreichte. Auch fing sie sogar an nachzuschwärmen, wenn Robert vorschwärmt. Robert ließ alle diese Bemerkungen, weil sie ganz von seinem Gesichtskreise ablagen, entwischen und antwortete bloß, als sie ihm einst sagte, daß er



viel Ähnlichkeit mit ihrem Manne habe, — das ist wohl möglich.

Endlich kam Franciska, die Schöne. Frau von R., die ihre Ankunft vorher wußte, richtete es so ein, daß er sie zum ersten mahl in ihrer Gegenwart sah. Ein Anderer, als Robert, würde in ihr dabey auf der Stelle die Beobachterinn der ersten Eindrücke erkannt haben. Robert aber, ohne so etwas auch nur zu ahnden, überließ sich diesen ganz und stand wie versteinert da, als Franciska mit allen Reizen ihres ersten Anblicks ihn überströmte. Ihre Außenseite war ganz die Außenseite seines Ideals; auch hatte sie die Größe, welche Henrietten fehlte; nur schien es ihm, als wenn sie in allen ihren Bewegungen, selbst bis auf dem Augapfel, zu schnell wäre. Er seinerseits machte nicht geringere Eindrücke auf sie, und als Frau von R. ihr sagte, daß er in Zukunft der dritte Mann hier seyn würde, entstanden weiße Striche auf ihren Rosenwangen. Sie sammlete sich jedoch eher wieder, als Robert, und fragte ihn um sein Urtheil über den Park.

Robert. (aus seiner Versteinerng zurückkehrend) O es ist hier Alles schön, Alles über Alles schön. (indem er ihr beyde Hände reicht) Ich habe Sie schon oft gesehen.

Franciska. Sie mich? Wie wäre das möglich?

Robert. (Ihr recht dazu in die Augen sehend.) Im Geiste — im Geiste!

Franciska. Vermuthlich finden Sie an mir eine gewisse Ähnlichkeit —

Robert. Sehr große — sehr große!

Franciska. So wünsche ich, daß es keine Ihnen verhaßte sey.

Robert. (unter Händedrücken) Ach, Frau von R. hat wohl Recht gehabt.

Frau von R. (sich wegwendend) Nun, sehen Sie wohl?

Es ward gespeiset. Franciska führte das Wort; Robert horchte nur auf sie und verschlang sie dazu fast mit seinen Blicken. Frau von R. beschäftigte sich mit Beobachtung Beider und ward von Stund an stiller und kälter, als zuvor. Robert fand in Franciska's Urtheilen viel Lakonisches, und in ihren Einfällen viel Brilliantes. „O hätt' ich dich nur erst eine Stunde allein, dachte er bey sich selbst, daß ich wüßte, wie's in Ansehung des Hauptpuncts mit dir stände.“ Frau von R. wußte dieß in den ersten acht Tagen zu verhindern, und Roberts Sehnsucht darnach stieg hierdurch immer höher.

Franciska war frühzeitig Waise gewor-



den, wie Robert, und Frau von R. hatte sie erzogen. Jetzt war sie eine der ersten Schönheiten von achtzehn Jahren, besaß viel Wig und brachte allenthalben, wohin sie kam, Leben und Freude mit. Herr von R. hatte auch für sie sehr anständig gesorgt, und es war kein Zweifel, daß seine Witwe ihn zu gewisser Zeit darin noch übertreffen werde. Sie wußte dieß alles, war überhaupt mit allen ihren Vorzügen und Reizen sehr vertraut und verstand sich darauf, einen solchen Gebrauch davon zu machen, daß sie Alles mit sich forttrieb. Robert erfuhr kaum, daß sie das Waisenschicksal mit ihm getheilt, so glaubte er volkends, daß sie beyde für einander bestimmt wären, und schmachtete recht nach der ersten einsamen Zusammenkunft mit ihr. Frau von R., die seit Franciska's Ankunft keine Zeichenstunde verlangte, als sie sah, daß die Sache sich der Entscheidung näherte, verschafte selbst ihm die Gelegenheit dazu, führte Beyde an einem der holdesten Abende in den Park und ließ sie alsdann in ihrer Lieblingsgrotte allein.

Robert. (die Hand reichend) Ransel, geht wohl in der ganzen Welt etwas über die Seligkeit so eines Abends in so einem Park?

Franciska. Eins doch noch.

Robert. Und das wäre — — ?

Franciska. Redoute.

Robert. (Setzt Hand aus der ihrigen lebend)  
Redoute? Ich bitte Sie . . . Das mag ja wohl ein Wintervergnügen seyn; aber wie wäre es möglich, es mit dieser Wonne der paradiesischen Natur um uns her zu vergleichen?

Franciska. O ich bin der Natur auch recht gut; wissen Sie's nicht mehr, ich fragte Sie ja gleich um den Park? aber — Menschen gehen doch drüber. Unter Menschen seyn ist mehr, als unter Bäumen und Blumen seyn.

Robert. Wenn nun aber ein Paar Menschen, die sich schon die ganze Menschheit wären, so unter Bäumen und Blumen säßen und ihre Herzen in einander ergössen —

Franciska. Wenn nun aber diese zwey Menschen in einem Redoutensaale, da keiner des Andern Maske kannte, sich erst lange suchten, ehe sie sich fänden, ist das nicht noch mehr?

Robert. Da vergreifen sie sich ja erst oft?

Franciska. Das ist ja eben das Angenehmste dabey.

Robert. Und ich dünkte, wenn ein Paar Menschen sich erst einmahl gefunden hätten,



so müßten sie sich nie wieder suchen dürfen, sondern müßten einander festhalten. Mamsel, das Bergreifen ist eine schlimme Sache.

Franciska. Und mir machts unendlich viel Spaß.

Robert. (den Kopf schüttelnd ohne das er weiß.) Tanzen Sie denn so gern?

Franciska. Über Alles gern. Ich glaube, daß über den Tanz unter allen menschlichen Freuden nichts gehe. Ich habe auch solten zeichnen lernen, das war mir aber zu peinlich.

Robert. Und was tanzen Sie am liebsten?

Franciska. Walzer!

Robert stand schnell auf, verließ Franciska, die Grotte, den Park und eilte auf sein Schlafzimmer.

„Diese wär's? Diese? Gott behüte mich! Das ist eine Kokette, eine Brause, 's mag seyn, daß tausend Andere ihrem Besitz herrlich sänden, du aber, Robert, wärst in ihren Armen noch unglücklicher, wie ein Rosenkäfer. Da ist ja nicht die geringste Anlage zu hoher Empfindung, zu wahrer Seeleneignung. Ha! wie kann die Aussenseite so täuschen! Aber nein — sie täuscht auch bey Franciska nicht. Kündigt dir nicht die Schnellig-

Zeit, womit sie jede Bewegung macht, die Flüchtige an? Und was spricht aus den Augen, wenn du recht tief hineinstiehst und die Hpfel so wackeln? Entfuhr ihr nicht auch bey den Ausschüttungen ihres Wizes schon mehr als eine Equivoke? Der Herr sey mit dir, Franciska, — Robert nicht! Robert bleibt seinem Ideale treu und wird am wenigsten die Hauptzüge davon austreichen; Robert sucht's nun von neuem mit verdoppeltem Eifer und macht sich nächster Tage wieder auf den Weg.“

Bald auf diesen Monolog schloß Robert ein und seine Fantasie ließ ihn sein Ideal in einem Walde unter einer Silberpappel so vollkommen und so überall vollkommen finden, als möglich. Er schloß es in seine Arme und — erwachte. „Wieder nur ein Traum! Wieder Nichts!“ sprach er und fing an einzubacken.

Franciska both bey jeder neuen Zusammenkunft mit ihm alle ihre Reize und allen ihren Wiz auf, um die alten Eindrücke auf ihn zu erneuern; er behandelte sie aber mit auffallender Gleichgültigkeit und unterhielt sich wieder weit mehr mit der Frau von R., welche unter beyden doch am meisten mit ihm harmonirte. Frau von R. ward sofort wieder



munterer und gefälliger, nahm wieder Zeichenstunden, und, als sie nach einigen Tagen vom Bedienten hörte, daß er seine Reisekleidung in Ordnung bringen lassen, führte sie ihn in den Park und zwar zu derselben Grotte, wo er mit Franciska gefessen.

„Was hör' ich? Ist es wahr, daß Sie uns verlassen wollen?“

Robert. Ja, mein Vorsatz ist's; ich würde Sie aber erst morgen um Erlaubniß dazu gebeten haben.

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken? Es gefiel Ihnen ja erst so gut bey mir.“

Robert. (das auch noch) Ich kann Ihnen die Freuden meines Aufenthalts hier nie genug verdanken. Ich muß aber doch sehen, wohin das Schicksal endlich mit mir aus will. Vor der Hand will ich nach H. zu dem großen Meister in meiner Lieblingskunst, M., der mich schon längst zu sich eingeladen hat.

„Vielleicht mache ich, daß Sie nicht reisen.“

Robert. Verzeihen Sie mir; davon hält mich Gott und die Welt nicht ab.

„(ihm näher rückend und die Hand ihm reichend) Junger schöner Mann — (Robert hat die Empfindung, als wenn er plötzlich aus einer dunkeln Kammer in eine Stube trat, wo hundert Licht-

ter brennen) Der erste Eindruck, welchen Sie auf dem Amthofe auf mich machten, und der, den Sie hier in diesem Augenblick auf mich machen, sind derselbe. (Robert reibt sich mit Heftigkeit die Augen und wird äußerst unruhig) Ich habe Sie näher kennen gelernt und Sie haben dadurch noch gewonnen; ich habe Ihr Herz ins Examen durch die schöne Franciska geführt und Sie bestanden brav und treu. So wards bey mir beschlossen, was ich Ihnen hiermit eröffne. Nehmen Sie diese Hand mit Allem, was ich bin und habe — "

Robert. (er seine Hand rasch wegzieht, aufspringt und mit aufgehobenen Armen vor ihr steht) Ich kann nicht — ich kann nicht.

„(erschrocken) Warum nicht? Lieben Sie sonst schon?“

Robert. Ja wohl.

„Franciska?“

Robert. Bewahre! Franciska ist schön; aber für mich nur schöne Brause.

„Nun, wo ist sie denn, die Sie lieben?“

Robert. (die Hand vor die Stirn legend) Hier ist sie — hier!

„Also — sie schwebt Ihnen nur noch im Andenken. Sie ist weit von hier. Haben Sie denn aber auch Hoffnung, sie wiederzusehen?“



Robert. Wieder zu sehen? Ich habe sie noch gar nicht gesehen.

„Noch gar nicht gesehen und lieben Sie?“

Robert. Wie könnte ich denn sonst sagen, daß sie noch hier, (hält den rechten Zeigefinger auf die Stirn) hier wäre, wenn ich sie schon gesehen hätte? So wäre sie ja nicht mehr hier, (klopft zweymahl außs Stirnblatt) ich sage hier, sondern schon irgendwo außer mir. Einmahl war's bald so, als wenn ich sie sähe, aber ich durfte sie nicht mehr sehen; und dann war's einmahl fast noch mehr so, aber diese mag ich nicht mehr sehen. Genug, wenn ich Ihnen sage, (hält beyde Hände vor den Kopf) hier ist Sie noch — hier.

„Aber — so frage ich Sie nochmahls, wie können Sie sie lieben, wenn Sie sie noch nicht gesehen haben?“

Robert. Das wäre nicht möglich? Warum nicht?

„So lieben Sie ja ein Unding —“

Robert. Ein Unding?

„Ja, was weiter? Eine bloße Idee — ist das nicht ein Unding?“

Robert. Bey unserer Sonne und bey allen ihren Planeten und bey jedem Trabanten ihrer Planeten — das ist nicht Einerley. Jede Idee, die sich nicht selbst widerspricht,

ist ein Ding und nicht nur Ding im Kopfe, sondern auch Ding außer dem Kopfe, ein Ding, das in der Natur so gut irgendwo existirt, wie Sie und ich. Das ist nur der Knoten, daß man nicht gleich Ort und Stelle weiß, wo es existirt. „Suchet, so werdet ihr finden.“ Irgendwo muß es existiren. Denn wie könnte meine Fantasie, wenn sie regelmäßig schafft, mehr schaffen, als die Allschöpferinn Natur? So könnte ich ja mehr, als Gott.

„Liebenswürdiger Schwärmer, Sie haben ja doch Attachement für mich bezeigt — in den letzten Tagen von neuem bezeigt.“

Robert. Attachement? Ja — aus Dankbarkeit, aber aus Liebe nicht! Frau von R., ich fühle so viel Dank für Sie, ich habe Sie so lieb, daß ich, ich weiß nicht was, für Sie thun könnte.

„Nun, so lieben Sie mich ja doch —“

Robert. Nein, ich habe Sie nur lieb. Ist denn lieb haben und lieben nicht auch zweyerley? Lieb haben kann ich meine Mutter wohl, lieben aber nur meine — (blide zum Himmel) o Gott, so nenne mir sie doch!

„Henriette vielleicht?“

Robert. Nein, diese darf ich nicht lieben.

„Meinen Stand bringe ich nicht in Erwähnung — —“



Robert. Die, welche ich liebe, degradirt sich durch mich nicht.

„Mein Rittergut erwähne ich auch nicht.“

Robert. Ich habe drey Rittergütter — mein Herz ist Herr von sich selbst, Herr auf sich selbst und Herr, zu sich selbst.

„Mein Herz ist auch gewiß so gut, wie mein Sloss.“

Robert. Ja, das ist's, und ich schätze es noch tausend Male höher. Zerreißen, zerfleischen möchte ich mich in dieser Secunde, daß ich Ihre Empfindung für mich nicht erwidern kann. (läuft in der Grotte hin und her) Gott weiß auch, wie mir's geht. (tritt straf vor sie wieder hin) Lassen Sie uns kaltblütig über die Sache denken! Frau von R. — Meine Wohlthäterinn sind Sie; meine Mutter könnten Sie seyn. (brückt sich den Hut tief ins Gesicht, zieht beyde Krempen herunter und läuft zum Park hinaus) Weh dir, o Robert, o weh dir!

Jetzt war's zehn Uhr. Robert war wie in Verzweiflung, packte vollends ein, ließ Postpferde zu morgen in aller Frühe bestellen und — trat ans Fenster. Herrlich schwebte da der Vollmond über den Park, reichte ihm einen neuen noch sanfteren Anblick des Ganzen dar und brachte sein Herz zur Sprache.

„Noch nicht? — Noch nicht? — Wann

Robert u. Ellse. 1. Zbl.

denn? — Wann wirds seyn, daß ich mit der zugleich zu ihm aufblicke, die ich wie meine Seele lieben darf und lieben kann? — Ha, welche Tumulte in dir (schlägt sich dreymahl vor die Brust) während eines so kurzen Zeitraums! — — Welch ein Vorgang der heutige! — — Wahres Unglück, für mich, wahres Unglück, daß die Frau mich lieben muß, ohne daß ich sie wieder lieben kann! Wie sie ihre Hand mir schenkte, und wie ich die meinige so ungestüm wegzog! — Wer konnte sich denn aber so etwas wohl einfallen lassen? Hätte ich das Geringste geahndet, so wäre ich ausgewichen, oder hätte mich wenigstens feiner dabey gemacht. — Doch wer weiß, obs nicht besser ist! Ist sie keine gewöhnliche Frau ihres Standes, so habe ich sie auf einmahl kurirt, und sie wird mich nun deshalb nicht hassen. — Hätt' ich denn aber wirklich nichts davon ahnden können? Ja, ja, jetzt fällt mir nun genug auf, was vorher geschah. Aber — wie konnte ich das so erklären, wie sie es von mir erklärt wissen wollte? Es ist ja zuviel, zuviel äußerliches Glück — wie konnte ich so etwas auch nur träumen, wenn ichs nicht aus ihrem eigenen Munde hörte? — Und wie brav sie sich dabey machte, als ich ihr den Korb



gab! — „Könntest du sie denn nicht lieben, Robert?“ — Ums Himmels willen, Robert, frag mich nicht so! Wie viel Striche, wie viel Hauptstriche müßte ich von meinem Ideal weglöschchen! Und wie lange würde das vorhalten? Ein Strich nach dem andern käme wieder zum Vorscheine, und dann fände ich ihn nicht an ihr, und dann — —. „Bist du aber nicht der Undankbarsten Einer?“ — Nein, das bin ich nicht, ich lasse nur so. Und so ist's ehrlicher gehandelt, den Schein des Undankbaren tragen und geradezu sagen — lieben kann ich dich nicht — als Liebe affectiren und dankbar dadurch scheinen und hernach durch nicht lieben können wirklichen und wahren Undank lebenslang ausüben.

Es schlug eilf Uhr. Die Thüre ging auf; Frau von R. kam herein und trat zu Robert ans Fenster. Er erschrock, legte die Arme queer über die Brust und schlug die Augen nieder.

„Nicht so niedergeschlagen, lieber Gesellschafter! Ich komme als eine Frau zu Ihnen, die sich binnen einer Stunde besonnen hat. Sie haben Recht, und ich danke Ihnen.“

Robert. (Der erst etnen sekundenlangen Athemzug frischer Nachtlust zum Fenster herein zieht.) Nicht wahr — nicht wahr, ich habe Recht?

„Vollkommen Recht. Ich bin zu alt für Sie.“

Robert. Ja, Frau von R., das sind Sie. Liebe kann nur bey gleichen Jahren bestehen; soll ja Differenz seyn, so muß es der Mann seyn, der etwas älter ist, aber nicht die Frau — diese altert ohnehin eher, als er. (reicht ihr seine Hand) Aber — halten Sie mich nur nicht für einen Undankbaren!

„(ihn sanft drückend) Nein, bey dieser heiligen Mitternachtstunde, das sind Sie nicht; ein kluger biderer junger Mann sind Sie. Sehen an Ihrer Statt hätten Liebe zu meinem Vermögen gefühlt und Liebe zu mir gehäuselt; ich hätte bald die Täuschung einsehen müssen und wäre eine Unglückliche auf immer gewesen.“

Robert. (äußerst aufrieben) Ach edle Frau, wie ersteigt in diesem Augenblick meine Hochachtung gegen Sie die höchste Höhe! Wie beruhigen Sie mein Herz noch vor meinem Abschiede!

„Eine Bitte an Sie! — Nun ist die Sache unter uns abgemacht, und nie wieder ein Wort davon! Wir vergessen Beyde. Aber — erzeigen Sie mir die Güte und bleiben wenigstens noch mein Gesellschafter.“

Robert. (bescheiden gesetzt) Eine Gegenbitte — Dispensiren Sie mich hiervon! Auch



dies ist wieder mein Gefühl, wie gegen meinen Plan. Ich muß nun suchen, daß ich finde.

„(traurig) Dieser Abschlag ist bitterer für mich, als der in der Grotte. — Doch es soll Ihnen durch mich auch nicht Eine Fessel angelegt werden. So kommen Sie einst wieder, wenn Sie sie gefunden haben, und bringen sie mit, und theilen Beyde mit mir den Wohlstand, welchen mir das Schicksal gab.“

Robert. (Dankfühlend) Wer weiß, unter welchem Himmelsstriche sie lebt!

„Und, da Niemand seine Unfälle voraus weiß, so bitte ich Sie, wenn sich dergleichen für Sie ereignen sollten, sich in jedem derselben an mich zu wenden.“ (woll ihn noch beschenken)

Robert. Nein, Frau von R.! (zieht sich zurück) Vielmehr —

„Sie wollen mir wohl gar zurückgeben, was Sie schon —?“

Robert. Ja, das war mein Gedanke! Es ligt Alles eingesegelt da.

„Das müßte ich als die einzige Beleidigung annehmen, die Sie mir zugesügt hätten.“

Robert. So gehorch' ich und behalt's.

„Wann reisen Sie morgen?“

Robert. Um sechs Uhr.

„(reicht ihm beyde Hände) So leben Sie wohl! (legt den Kopf an sein Herz) Schöner, Rechtschaffener, leben Sie wohl — finden Sie die, welche Sie suchen — seyn Sie glücklich mit ihr — denken Sie zuweilen an mich!

Roberts Herz war so beklommen, daß er nichts erwiedern konnte. Sie wischte sich Thränen ab und floh.

Robert. (der beyde Arme noch hinter sie her streckt, als sie schon hinaus ist.) Herrliche Frau — herrliche Frau! — „Robert kannst du sie nicht lieben? Ist's nicht möglich?“ — Nein, lieben nicht, lieben nicht; aber verehren noch im letzten Augenblick!

Er hatte die Pferde schon um vier Uhr bestellt. Als er abfuhr, blickte er noch einmahl nach dem Zimmer der Frau von R. auf. Sie stand wieder alle seine Erwartung am Fenster, öffnete es, als sie sah, daß er wirklich noch einmahl nach ihr aufblicke, und warf ihm mit der Hand das letzte Lebewohl zu.

Die Reise ging nach H. zum großen Meister M., der Robert mit Freuden wiedersah und ihn beredete, sich eine Zeitlang daselbst aufzuhalten. Hier ward er sofort in die größten Zirkel eingeführt und hätte Gelegenheit gehabt, hundert weibliche Gestalten mit sei-



nem Ideale zu vergleichen. Er fand aber, daß die Damen insgesammt sich schminkten, und so bedurfte es weiter nichts, um ihn gegen sie Allerseits in voller Gleichgültigkeit zu erhalten. Sein Freund, dem er seine Verwunderung darüber bezeigte, erwiederte ihm, daß es bloße Mode sey, die einige bejahrtere Damen, welche hier den Ton angeben, aufgebracht hätten. „Eine einzige, setzte er hinzu, eine schöne junge Dichterin, hat sich in Unabhängigkeit von der Kleistermode behauptet und wird deshalb für eine Sonderlinginn angesehen.“

Robert brannte vor Begierde, diese Einzige kennen zu lernen. Der Gedanke, daß sie sich über ein herrschendes Vorurtheil ihres Geschlechts wegzusetzen vermöge, brachte ihm schon eine hohe Idee von ihr bey; die Zusätze aber — Dichterin — schöne Dichterin — spannten vollends seine Erwartung. Es gab nur einen einzigen Zirkel, in welchem Olimpia anzutreffen war. Dieser bestand aus Virtuosen und Virtuosinnen in allen schönen Künsten und Wissenschaften. Freund W. führte daselbst Robert ein, der Olimpia auf der Stelle herausfand. Er hielt sie gegen sein Ideal einmahl, zweymahl, dreyemahl. Das ist sie, sprach er, als er ihr Profil betrach-

tete; das ist sie nicht, sprach er, als er ihre tief ins Auge sah; das ist sie doch, sprach er, als er sie mit vollem Schönheitsgefühl eine Ode vorlesen hörte. Aller steife Zwang war aus dieser Gesellschaft verbann; in der ersten Stunde also noch konnte er sich, ohne auffallend zu werden, mit Olimpia allein unterhalten.

„Sie können sich nicht vorstellen, wie wohl es einem Fremden thue, wenn er in Ihren Zirkeln nach hundert geschminkten Gesichtern einmahl wieder ein Gesicht mit natürlichem Roth und Weis erblickt.“

Olimpia. O ja, das kann ich mir recht gut vorstellen; ich weiß, wie es mir ging, als ich her kam. Ich bin hier auch fremd. 's ist ein Jammer, daß ein Paar vornehme Hörinnen die ganze vornehmere weibliche Welt eines so beträchtlichen Orts verstimmen können. Wenn es noch wenigstens nur die Safran-oder Kalkordenschwestern wären, die ihrem Beyspiele folgten!

„Also — wenn Sie nicht so ein schönes Roth und Weis von Natur hätten, so schminkten Sie sich auch?“

Olimpia. Sie meinen, wenn ich gelb oder bleich aussähe? — Was ich alsdann thun würde, weiß ich freylich in diesem Au-



genblick nicht. Aber was meinen Sie, daß ich thun müßte?

„Aussehend bleiben, wie Sie wären.“

Olympia. Ist das wohl so ganz unbedingtrichtig? Ich sehe den Fall, ich hätte wesentlichere Vorzüge, als Noth und Weis, und Noth und Weis fehlte mir, ich wäre aber unter Menschen, die auf jene nicht achteten, wenn nicht Noth und Weis dabey wäre, müßte ich mir nicht Noth und Weis dazu machen?

„Das wäre wohl nur auf dem Theater der Fall. Ubrigens würden Sie unter Menschen, die auf wesentlichere Vorzüge ohne Noth und Weis nicht achteten, auch bey den allerwesentlichsten Vorzügen mit Noth und Weis keinen wahren Nutzen stiften.“

Olympia. Einer meiner neuesten Freunde ist ein Philosoph; dieser behauptet geradezu, daß seine zwey Augen, die er einmahl habe, auch etwas für sich verlangten, und daß er nicht dafür könne, wenn die wiedrigen Eindrücke, welche ein Gegenstand durch sie auf ihn machte, ihn gegen alle seine übrigen noch so schätzbaren Eigenschaften in phlegmatischer Gleichgültigkeit ließen.

„(wie angeht). Ey, da ist von Liebe die Rede.“

Olimpia. Nun, lassen Sie das auch seyn. Es sey die Rede, wovon es wolle, es ist immer derselbe Fall.

„Mit nichten! Mit nichten! Liebe ist bloß Geschlechtstrieb — versteht sich aber, feinerer. Liebe kann ohne äußerliche Schönheit nicht bestehen. Freundschaft wohl; aber Liebe nicht. Da bin ich ganz der Meinung eines Ihrer neuesten Freunde. Ja, ja, Olimpia, wenn Sie wollen, Ihr allerneuester Freund ist derselben Meinung.“

Olimpia. Sie verbinden mich Ihnen sehr.

„Hier ist aber nur erst die Frage, ob Noth und Weis das Wesen der äußerlichen Schönheit ausmache. Das glaube ich nicht.“

Olimpia. Ich auch nicht. Wenn es nun aber darin gesetzt wird?

„Wenn Ihr philosophischer Freund für seine zwey Augen, auf die er provicirt, weiter nichts verlangt, als ein paar rothe Backen, so ist er sehr genügsam und kann sie auf dem Lande allenthalben finden. Er hats aber gewiß nicht so gemeint. — — Gesezt aber auch die Schönheit bestände in Noth und Weis, und die Liebe beruhete also auf Noth und Weis, so würde der Liebende ja durch gemachtes Noth und Weis getäuscht.“



Olimpia. Sie haben Recht. Ich wollte auch eigentlich nichts weiter sagen, als daß es albern sey, daß Frauenzimmer, die natürliches Roth und Weiß haben, bloß aus Mode sich Roth und Weiß auflegen.

„Richtig! Nie erreicht das Aufgelegte den Reiz des Natürlichen. Ein Frauenzimmer also, das dieses gegen jenes vertauscht, verschönert sich nicht, sondern verhäßlicht sich. Im Grunde glaube ich aber auch, daß sogar ein safrangelbes und kalkfarbenes Frauenzimmer nichts dadurch gewinne, wenn es sich schminkt. Es ist ja doch Harmonie zwischen dem Kolorit des Gesichts und des Humeurs. Jenes kann man schminken, dieses nicht. Es entsteht also dadurch ein unleidlicher Kontrast; oder versucht man auch diesen durch Affectation zu heben, so wird die Unleidlichkeit vollkommen.“

Olimpia. Und doch schminkt man sich, nicht, um unleidlich zu werden, sondern um zu gefallen.

„Sollte eine Belehrung hierüber aus Olimpia's Munde für ihr Geschlecht nichts fruchten?“

Olimpia. Ich komme in alle diese Zirkel nicht; denn sie haben keine Unterhaltung für mich. Haben Sie sie besucht, so wirds

Ihnen vielleicht eben so gegangen seyn. Man kömmt ja nur zusammen, entweder, um eine ungeheure Menge Thee in sich zu gießen, oder um zu spielen. Zu jenem ist mir mein Magen zu lieb, und zu diesem mein Herz.

„Bravo, Bravo!“ (vor sich) Das ist sie.

Olympia. Ich verlange Nahrung für meinen Geist und Amüsement für mein Gefühl. In diesem Birkel bin ich gern; hier unterhalten wir uns mit dem Schönen der Kunst. Noch öfter aber bin ich in dem großen Birkel aller Creaturen und ergöße mich an dem noch herrlicheren Schönen der Natur. Komme ich dann nach Hause, so singe ich, was ich dort empfand. Das ist mir ein lieberes Leben, als das tausend meiner Schwestern führen.

„(ganz entzückt) Heil Ihnen! Heil Ihnen! Beharren Sie dabey; Sie haben den rechten Weg erwählt.“ (beynabe laut) Das ist sie.

Olympia. Auch habe ich so manchen Freund, der einsam mit mir singt. Wir beurtheilen Einer des Andern Lieder, leiten einander, begeistern einander und machen uns dadurch manche mehr als selige Stunde. So ein einziger hoch und hehr mit mir sympathisirender Edler wird mir dann eine Welt.



„(mit enthusiastischer Traubheit) Haben Sie schon disponirt, Olimpia?“

Olimpia. (lächelnd) Ja, worüber?

„Über Ihr Herz —“

Olimpia. (als wenn sie in diesem Moment disponirte.) Sie meinen, ob ich liebe? Nein, bis jetzt wußte mein Herz noch nicht, was Liebe sey. Freundschaft kenne ich, wie sie ein Mensch nur kennen mag; auch gestehe ich frey — ein Freund ist mir lieber, als eine Freundin, und wenn sie sich beyde auch gar nichts nehmen, jener hat doch den Vorzug bey mir.

„(ihr innigt die Hand gebend) So ist's recht; so muß es seyn.“ (steht auf und spricht ganz laut) Das ist sie.

Als die Gesellschaft auseinander ging, führte Robert Olimpia nach Hause und sie bat ihn, daß er sie besuchen möchte. Tags darauf war er schon bey ihr und traf sie eben bey Vollendung einer Ode an, die die Überschrift hatte — an den, den ich einst lieben werde. Ohne alle Prätension reichte sie ihm selbstige zum Lesen. Robert las und ward bezaubert. Sie wies ihm noch mehrere ihrer Arbeiten, und je mehr er las, desto mehr bewunderte er ihr dichterisches Talent und

freuete sich ihrer Sympathie mit ihm. Abends war Redoute angekündigt.

„Werden Sie heute beym Ball seyn?“

Olimpia. Wie können Sie so fragen! Ich hasse die Schminke und hasse sie überall. Ein geschminktes Vergnügen ist so wenig für mich, wie ein geschminktes Gesicht. Einfach und natürlich muß die Freude seyn, die Freude für mich seyn soll.

„(den Kontrast zwischen Olimpia und Franziska ganz unaussprechlich fühlend) Ach wie schön! wie schön!“ Das ist sie — das ist sie.

Olimpia. Es ist ja doch auch gar zu kindisch, daß sich Menschen vor einander verkleiden und verummnen und die Posse so reizend finden, wenn sie sich einander entweder gar nicht erkennen, oder endlich nach allerley gegebenen Zeichen erst erkennen. Ich begreife nicht, wie wahrhaftig gebildete Leute aus allen Ständen sich dazu hergeben und darin einen extra schönen Zauber suchen können. Das Sittenverderbniß nicht einmahl in Anschlag gebracht, ohne das es selten ganz dabey abgeht. Aber — — so ist's; wo man sich gern schminkt, da maskirt man sich auch gern. Es wundert mich, daß man noch nicht die Mode aufgebracht hat, stets maskirt zu



gehen, damit das Vergnügen der Täuschung innewährend wäre.

„(frappirt durch den Einfall) 's ist wahr; 's ist wahr.“

Olimpia. Da lobe ich mir, statt unter Hunderten von Masken umherzugehen und sie nicht einmahl von aussen zu kennen, den trauerten Umgang mit einem Freunde, der unmaskirt mir sogar seyn Inneres zeigt, seine geheimsten leisesten Empfindungen mir entdeckt und mich so in die tiefften Tiefen seines Herzens schauen läset.

„(Ihr beyde Hände mit Inbrunst reichend) Ach Olimpia — im eigentlichen Verstande Olimpia!“ (ein junger schöner Dichter tritt herein) Das ist sie — das ist sie — das ist sie.

Das Gespräch schien nur abgebrochen; denn Florian; ohne es zu wissen, setzte es mit den Worten fort — „Nun, auf'n Abend haben die Kinder wieder ihr Spiel.“

Robert konnte, wie bekannt, ziemlich schwärmen; aber Ehren Florian noch drey-mahl mehr. Die Unterhaltung ward daher für Robert fast zu überspannt und kam ihm unnatürlich vor. Olimpia ward weit lebhafter, als vorher, und als er sie recht betrachtete, fand er in ihren Augen Etwas, das vorher nicht darin gewesen war und das er

auf der Stelle nicht zu benennen wußte. Olimpia schien seine Bemerkung zu bemerken, und das Etwas verschwand wieder aus ihren Blicken. Robert ging von ihr in einen Garten, wo Silberpappeln waren, die er allenthalben, wohin er kam, vor allen andern Bäumen aufsuchte.

„Was war das, was ich in ihren Augen sah? Ausdruck war's — aber wovon Ausdruck? Sollte sich wohl in Augen so ausdrücken, wenn Jemand das, was Robert für das Letzte bey der Liebe hält, als das Erste dabey betrachtet? (die ganze Reihe von Silberpappeln fing an stärker zu spielen und ihre Spitzen sogar neigten sich.) Ach nein, ihr lieben Bäume, gebet nicht Beyfall dem Verläumder! Nein! Nein! Herrlich ist Olimpia — herrlich! Welch eine Grazie von aussen! Welch ein Geist in ihr! Wie erhebt sie sich über allen Land! Wie natürlich ist sie! Was für ein hohes Gefühl hat sie für alles wahre Schöne! Was für tiefen Einklang in meine ersten Grundsätze! — „Auch in deine allerersten, Robert?“ — (die Silberpappeln standen, sternen Pyramiden gleich, unbeweglich) Schweig, Verläumder, schweig! Die Pappeln schweigen sogar. Es ist ja sonst deine Sache nicht, Robert, bösen Leumund zu treiben. Florian war



war Schuld an dem equivoquen Blick. Sie ist Dichterin, er ist Dichter; was kann sie dafür, wenn das Übermaß seines Enthusiasmus, womit sie sich von ihm begiessen lassen mußte, in sie einfloß? Florian selbst mag wohl nicht immer so seyn; wer weiß, was für eine Idee ihn überspannt hatte? Ihr mir so auffallender Blick war nichts, als Ausdruck der Empfindung des Possiblichen an Florian, mit etwas Linctur von Jovialität. Eile, Robert, eile, ihr die Sünde abzubitten, die du an ihr begingst.“

Tags darauf war Robert wieder bey Olimpia, und so von nun an einen Tag und alle Tage. Eine Stunde mußte er wenigstens täglich bey ihr zubringen; sonst entstand in seinem Herzen eine Leere, die er durch nichts auszufüllen vermochte. Bald traf er sie allein; bald war Florian bey ihr, bald mehrere schöne Geister. Er studierte ihre Augen mit Eifer und betraf sie nie wieder auf dem versänglichen, wasserfeurigen, an Schwächen nach Thierthum grenzenden Blick. Florian trieb aber auch die Verrätherey seiner Gefühle nie wieder so hoch, und so freuete er sich, den ihm Peinmachenden Vorgang auf der Stelle richtig erklärt zu haben. Je öfter er sie besuchte, desto höher lernte er sie schätzen und

desto mehr ward sein Herz an sie gefesselt. Einsmahls, als er zu ihr ging, ward ihm gesagt, Florian wäre bey ihr; es war aber nicht wahr, denn als er ihr Zimmer öffnete, war gar Niemand darin, sondern sie kam erst nach einiger Zeit aus einem Seitenzimmer. Nie hatte sie ihn genugthuend unterhalten, nie sich in so hohem Grade zur Herrinn und Meisterinn über sein Herz gemacht, als an diesem Tage. Das ist sie, sprach er, als er sie verließ, tausendmahl in seinem Herzen, das ist sie.

Zags darauf klagte sich Robert. Der Arzt verboth ihm das Ausgehen. Robert ward bettlägerig. Der Arzt kündigte ihm eine schwere Krankheit an und sprach mit seinem Freunde M., der ihn zu sich nahm und selbst verpflegte. Die Krankheit ward ein heftiges faules Nervenfieber worin er die ersten drey Wochen ohne alles Bewußtseyn und die zweyten ohne deutliches Bewußtseyn zubachte. In den erstern sprach er keine andern Wörter aus, als — Henriette, Franciska, Olimpia. Hatte er einmahl einen von diesen drey Nahmen gegriffen, so war er im Stande, ihn zehntausendmahl hinter einander zu sprechen, und alles Ein- und Zureden brachte ihn nicht davon ab, bis der Schlaf ihm den Mund schloß. Doch bemerkten seine Wärter, daß



der Nahme Olimpia zum öftersten an die Reihe käme und drey mahl so lange, als der Nahme Henriette, und zehen mahl so lange als der Nahme Franciska, vorhielte. Auch rasete er nie heftiger, als wenn er den Nahmen Olimpia grif. In den letzten drey Wochen fielen die Nahmen Henriette und Franciska weg, und er hatte es bloß mit Olimpia zu thun, rief aber einmahl ums andere dazu — Florian, Florian!

Olimpia, sobald sie von seiner tödtlichen Krankheit hörte, ließ sich täglich nach ihm erkundigen und war oft da, um vor ihn gelassen zu werden. Der Arzt verboth es aber schlechterdings, und so vergingen acht Wochen, ohne daß irgend ein Mensch zu Robert durfte, als M. und seine Wärter. Nun erst kündigte ihm der Arzt an, daß sein Leben gerettet sey, daß er aber ein gutes halbes Jahr noch darauf zu rechnen habe, ehe er wieder der Mann werde, der er gewesen sey. Er verlangte Olimpia zu sprechen; man sagte ihm, sie sey verreiset. Er ließ sich das eine Zeitlang gefallen; endlich bestand er hartnäckiger darauf. Man wiederholte die Sage. Robert schien darüber in Tieffinn zu fallen. „Nun ist's Zeit — es gehe wie es wolle“ sprach der Arzt, und — Olimpia trat ins Krankenzimmer.

Olimpia. (auf ihn zuwendend) Mein Freund — mein geliebtester Freund — Gott, welche Monate, welche Jahrtausende! —

Robert. (wie aus einem tiefen Schlummer erwachend) Henriette? — Nein! — Francisca? — Fort mit ihr! — Olimpia? — Ja, ja, Olimpia! Ach her, her mit ihr! (zieht sie nach sich)

Olimpia. (zum Arzte seitwärts) Lassen Sie uns allein!

Arzt. Gehorsamer Diener! Ich bleibe hier, bis ich erst sehe, wie —

Robert. Das war eine lange Trennung, Freundin! Mir zwar nicht lang, als nur in der letzten Zeit; nach dem Gesundenkalender aber, den ich mir heute geben lassen, recht lang.

Olimpia. Mein Bester, ich habe nicht zu Ihnen gedurft. Man hat mich von Ihnen zurückgehalten.

Arzt. Und das von Rechtswegen.

Olimpia. Schweigen Sie doch, Herr Doctor; Ihre Kur ist vollbracht. Sie können nun abkommen.

Arzt. Sehr gern, Mamsel!

Robert. (völlig vernünftig und ruhig) Herr Doctor, wir möchten gern allein seyn.

Arzt. Gleich, gleich, Herr Patient! Wenn



Sie an weiter nichts mehr laboriren, als daran, so kuriren Sie im Ubrigen sich selbst. Adieu! Adieu!

Robert. 's ist doch ein wahrer Laborer der Doctor. (gibt Olimpia den ersten Kuß) Ach himmlische Freundin, darf ich denn noch wohl auf ihre Freundschaft rechnen?

Olimpia. (ihn umarmend) Hiermit sey's bescheuert — auf mehr, als dieß!

Robert. O so ist mein Leben mir dreymahl lieber, als es mir gestern war. (blitzt unter Freudenthränen gegen Himmel) Dir Dank, Dir Dank nun erst recht, daß ich noch bin! — Ach Olimpia, ich bin nahe, nahe, dicht, dicht am Grabe gewesen — ich weiß von Allem Nichts — wäre ich dahin, so wäre ich dahin, und wüßte nicht, wie ich fortgekommen wäre.

Olimpia. Wohin Sie aber gekommen wären, würden Sie nun wissen.

Robert. Ach ja wohl — ja wohl! Göttliche Olimpia, das war ein Wort — das war ein Wort!

Olimpia. Ja, sprechen Sie nicht, daß Sie nahe und dicht am Grabe gewesen sind; nein, — nahe und dicht am Dlimp waren Sie.

Robert. (in höchster Spannung) Ach Dlim-

pia, du Tochter des Himmels, sprich mir vor vom Olimp und vom Himmel!

Olimpia. Was weiß ich weiter davon als dieß, daß die hier gern beysammen waren, auch dort wieder beysammen seyn werden, und daß sie dort noch trauter, noch reiner, noch seliger, und — untrennbar und ewig beysammen seyn werden.

Robert. (ber Anstrengung schier erlegend.)  
Holde Predigerinn! Liebe Seelsorgerinn!

Olimpia. (als der Arzt zurückkommt und —  
Se! gebeut.) Nun, erst wollen wir noch lan-  
ge beysammen unter dem Olimp leben. Ich  
komme bald wieder. (umarmt ihn) Adieu!

Robert. (nach eintgem Unbewußtseyn die  
Hand ihr, als sie in der Thüre sich noch einmahl  
umsieht, nachstreckend.) Das ist sie, ja, das  
ist sie.

Arzt. (ber zu ihm tritt) Nun ruhig —  
ruhig.

Robert. Feuer und Flamme. Ja, lassen  
Sie sich erzählen, Herr Doctor —

Arzt. Ey, ich mag heute nichts wissen.  
Morgen — — morgen! Heute sollen Sie  
schlafen.

Robert. (mit funkelnden Augen) Da war  
eine Luise — schönes Fleisch mit schönem Gol-  
de. Da war eine Henriette — ach die, ach



die! aber was war's? sie hatte schon ihr Theil. Da war eine Franciszka — psuj, ach psuj! Da ist eine Olimpia — ja Olimpia, Olimpia — komm her, Olimpia! (sagt den Doctor bey'm Schopf und zerbrücht ihn fast.)

Arzt. He! Zeter! Mordieu! Ich bin nicht Olimpia. Und nun — halten Sie Ruhe und schlafen Sie, oder Sie bekommen Ihre Olimpia in den ersten vier Wochen nicht wieder zu sehen. Hüthen Sie sich nur, daß Sie statt der Olimpia keine Crebia bekommen!

Robert. (ohne deutliches Bewußtseyn) Das ist sie — das ist sie.

Die Folgen von dieser ersten Konferenz mit Olimpia waren weder ganz schlimm, noch ganz gut. Robert befand sich darauf am Geiste gesunder, am Leibe kränker. Olimpia ward also abermahls eine Zeitlang von ihm abgehalten. Endlich bekam sie freyen Zutritt. Von nun an besuchte sie ihn täglich und ward für ihn der beste Arzt. Nach jedem Besuch, den sie ihm gemacht, sprach er — das ist sie.

So verging der ganze Winter und noch ein Theil des Frühjahrs. Robert konnte sich erst gar nicht völlig wieder erhohlen; so hatte ihn das abscheuliche Fieber entkräftet, niedergeworfen, abgespannt. Da Olimpia täglich die Stunden bey ihm zubachte, welche er

sonst bey ihr so gern zuzubringen pflegte, so ergab er sich ruhig in sein Schicksal, und das um so mehr, da ihn während dieser Stunde, wenn sie sie bey ihm zubachte, weder der Dichter Florian, noch sonst irgend ein — an — im vollen Seelengenuß seiner Olimpia störte.

Endlich erklärte ihn der Arzt für vogel- frey, so, daß er ausgehen, reisen und thun könnte, was er wollte. Robert verkündigte dieß seiner Olimpia mit tausend Freuden und bestimmte ihr den künftigen Tag zum Tage seines ersten Gegenbesuchs. Sie ward ganz Wonne und Frohlocken, und sprach — So komme ich nun nie wieder hieher. Als sie mit diesen Worten von ihm ging, sah sie sich noch einmahl rings in der Stube um, wie sie nie gethan, und Er rief ihr so herzlich nach, als er noch nie ihr nachgerufen hatte, — das ist sie.

Robert hatte keine Ruhe, den folgenden Tag abzuwarten, sondern beschloß, noch heute, da sie ihn ganz zuverlässig nicht erwartete, zu ihr zu gehen. „Sie hat mir so viel erwartete Freuden, da ich krank war, gemacht, dachte er; so bin ich ihr, als Gesunder, schuldig, eine unerwartete zu machen.“ Er nahm den schönsten Ring, welchen ihm Frau von R.



geschenkt, mit, um durch diesen das ewigdauernde Band mit Olimpia zu knüpfen.

Als er in Olimpia's Wohnung kam, freuete sich der Wirth herzlich, ihn wieder zu sehen. „Der Dichter Florian ist bey Kamsel“ setzte er hinzu. Robert eilte hinauf. Die Leute im Saale lächelten. Robert ging nach Olimpia's Zimmer. Die Thüre, welche nicht gut einschloß, stand um einen Finger breit auf. Das Sofa stand gerade der Thür gegenüber. Der Dichter Florian war bey Olimpia. Robert, um sie angenehm zu überraschen, zog die Thür sacht auf. Da — da —

Robert sah — sah — spuckte und — schrie laut hinein — Das ist sie nicht.

Was zu thun für Robert, lieben Leser? Vorwürfe machen war seine Sache nicht. Er hatte sein Ideal bey der Hand, hielt Olimpia dagegen und — dachte an seinen Arzt, der sie Erebia getauft hatte. Alle Liebe war weg; Liebe ward aber nicht Haß, sondern ein Etwas, das er nicht anders zu benennen wußte, als — mitleidige Verachtung, wovon ihn selbst ein kleiner Theil traf. Betäubt aber war er, und in dieser Betäubung ging er, ohne einen Plan dazu zu machen, in den Garten, wo die Silberpappeln waren, und da setzte er sich unter die erste die beste.

„Pfuj Teufel! Pfuj Teufel! Hunderttausendmahl pfuj Teufel! — „Robert, was hast du gesehen? Ist es möglich?“ — Ja doch, ja, es ist möglich, denn es ist wirklich; ich habe es ja gesehen. — „Ach, hättest du es nicht gesehen!“ — Warum nicht? Da es einmahl geschah, so war's ein Glück, daß ichs sahe. Sonst wäre ich ein Narr geblieben, so lange ich lebte. Nun ist doch die Binde von den Augen herunter, das Fell herausgezogen, der Staar gestochen. — Abscheulich! Abscheulich! — „Aber ist sie darum wirklich schlecht, weil sie that, was du sahest?“ — Nun, gut doch wohl nicht? Mag mir einer sagen, was er will, mag er die Anfälle von Thierheit bey schönen Geistern und schönen Seelen entschuldigen, bemänteln und mit homo sum verbrämen, wie er will; da sie mit mir in so inniger Verbindung stand; mußte sie wenigstens nicht so einen Anfall in den Armen eines Andern haben. — „Vielleicht bist du aber an dem Anfalle Schuld? Vielleicht hast du sie in die Stimmung versetzt und Florian fand sie darin und benutzte die Stimmung, und sie hielt ihn im Zaumel für dich?“ Durch welches Gespräch, durch welche Mine, durch welches Etwas von Etwas wäre ich ihr jemahls zu solcher Stimmung beförderlich ge-



wesen? Nein, nein, was ich, als ich sie zum ersten Mahle sah, in ihren Augen halb entdeckte, was ich, als Florian zum ersten Mahle in meiner Gegenwart zu ihr kam, in ihren Augen ganz entdeckte, das ist's. (die ganze Pappelreihe neigte sich tiefer, als je) Ja, ja, ihr Silberbäume des Allgegenwärtigen, des Allheiligen, ihr habet Recht und hattet Recht. Olimpia heißt sie; Erebia ist sie. Ein ziegenartiges Geschöpf! — Das heiße ich einmahl mich angeführt. — Wie viel körperliche Grazie sie hatte! Wie schön sie sprach! Wie hoch sie mit mir empfand! Wie sie Alleinliebe und allererste Liebe mir häuchelte! — Verdamm't! Verdamm't! — Ey du Feindinn der Schminke und der Redouten, du Anhängerinn des Natürlichen, wie hast du mich durch deinen Nimbus von Natürllichkeit getäuscht! Wer sollte es glauben — auch affectirte Natürllichkeit gibts; auch durch Natürllichkeit betrügen die Weiber. O weh, o weh! — „Bist du nun des Reisens nach deinem Ideal in Natur bald satt, Robert? Wer kam ihm näher, als Olimpia? Und — was hattest du nun an Olimpia? Mach's, wie andere kluge Leute; leg dein Ideal weg und nimm mit wenig vorlieb!“ — Nein das thu' ich nicht. Aber — ins Auge will ich von nun an noch

stärker Jeder sehen, in der ich mein Ideal zu finden glauben werde. Das Auge ist die Hauptsache; das Auge ist der Herzensverräther; das Auge kann nicht häucheln. Mein Ideal aber mein Ideal lasse ich ewig nicht fahren. Olympia war es gar nicht; es fehlte ihr der wichtigste Strich desselben, und das dieser ihr fehle, sagte mir ihr Auge auf der Stelle; warum las ichs nicht darin? Ich werde sie aber noch finden, die ich suche; ich werde sie finden. Im Geiste drück' ich dich an mein Herz, du Göttliche — und nun auf dem Weg wieder nach dir! Ich segne euch, ihr Königinnen unter den Pappeln — ich segne dich, Garten — ich segne euch, ihr Gesilde rings umher."

Robert, der die Erlaubniß zu reisen hatte, machte auf der Stelle von ihr Gebrauch. Sein Freund W. konnte die mit ihm vorgegangene Metamorphose nicht begreifen, und bat ihn, noch bey ihm zu bleiben; er ließ sich aber keine Stunde länger halten und verschloß das abscheuliche Geheimniß tief in seinen Busen. W., da er sah, daß Robert unbeweglich blieb, rieth ihm in eine Berggegend zu reisen, um seine Landschaftsammlung auch mit den wildern Schönheiten der Natur zu bereichern.



Auf der nächsten Poststation trat er eben in die Expeditionsstube, als ein lautes Gelächter daselbst entstand. „Die citirt gewiß ihren Cicisbeo — das gefällt mir“ sprach der Posthalter, der ein Zeitungsblatt in der Hand hatte. Robert achtete nicht darauf. Als er schon wieder abfahren wollte, kam der Posthalter, nachdem er erst den Namen des Reisenden gelesen, herausgesprungen und rief — „Halt doch! Halt! Hier, mein Herr, ist etwas für Sie — lesen Sie!“ Robert nahm die Zeitung und — las die Annonce von Reinwalds Tode, worin die Witwe, nachdem sie gemeldet, daß er am Fleckfieber, daß er sich bey einem Kranken dieser Art gehohlet, gestorben sey, den Wunsch äußerte, daß besonders einem gewissen Herrn Robert W. diese Nachricht zu Händen kommen möchte. „Na,“ spakste der Posthalter, „nun können Sie sich ja Ihr Henriettchen nehmen — der Alte hat sich skifirt.“ Robert stürzten die Thränen aus den Augen; stumm gab er dem Posthalter das Zeitungsblatt zurück und fuhr fort.

„Du Rechtschaffener, hast du dich darum immer so gern mit ihr über die Möglichkeit unterhalten, daß ihr früh getrennt werden könntet? — Du dachtest an deiner Beruhigung dadurch zu arbeiten, und hast an der ihri-

gen gearbeitet. So wissen wir oft nicht, was wir thun! — An dir verlor die Welt einen der edelsten Menschen. — Durch deinen Tod ward eine der vernünftigsten und glücklichsten Ehen früh zerstört. — Du hattest wohl Recht, als du sagtest, daß die, welche sich am unaussprechlichsten liebten, oft am ersten getrennt würden. Warum geschieht aber dieß? Dunkel sind oft der Vorsehung Wege; doch fällt hier und da jetzt schon ein Lichtstrahl auf sie. Auf das allerhöchste sich lieben lernen sollten die, welche sich wahrhaftig lieben, durch frühe Trennung; dann sehnt der Vorangegangene den Hinterbliebenen nach sich her, dann sehnt sich der Hinterbliebene zum Vorangegangenen hin. — Thut aber der Weise auch wohl weise daran, daß er so innige Bande knüpft, wenn er so frühes Zerreißen fürchten muß? Hat er, wenn die frühe Zerreißung erfolgt, nicht durch Knüpfung des Bandes sich oder dem Verbundenen nur heillosen Schmerz gemacht? — Das sey! Es ist ein Schmerz, der Balsam mit sich führt; ein Schmerz, der einst zur Herrlichkeit reißt! Nicht für diese Welt liebe ich nur — ach, das ist der Gedanken größester, heiligster, unaussprechlichster. Hier wird nur der Grund gelegt zu der Liebe Ewigkeit. Wer also hier nicht liebt — o Ko-



bert, Robert, mache, daß du liebest! — Ob ich zu Henrietten reise? — Nein! — Wer wüßte, was geschähe? Henriette muß aber keine zweite Liebe beginnen; Henriette muß treu bleiben ihrem Reinwald. Und ich — wie könnte ich sie ihm rauben? Ist er denn vernichtet? Nein, er existirt fort und mit ihm existiren ewig seine Ansprüche auf sie. So ist's das Beste — ich sehe Henrietten nie wieder.“

So herzhast Robert auf der einen Seite war, als er diesen festen Entschluß faßte, so herzlos war er auf der andern. Henriette schwebte ihm in der traurigsten Gestalt vor Augen und zerriß ihm allen Muth. Die Nacht kam dazu. Die Poststrasse führte durch einen Wald. Melancholische Fantasien ergriffen ihn. Allenthalben sah er Henrietten in der Stellung, in der er sie zum letzten Male in ihrem Zimmer gesehen, wie sie die Hand unter den Kopf stützte, das Tuch vor die Augen hielt und schluchzte. Plötzlich standen die Pferde still und in einem und demselben Augenblick war der Postillion vom Boock geschossen und Robert aus dem Wagen gerissen.

Eine zahlreiche vermummte Räuberbande war's, in deren Gewalt sich Robert nun befand. Einige davon spannten die Pferde aus; Andere bemächtigten sich seiner Koffer; An-

dere durchsuchten den Wagen; noch Andere schlepten ihn in den Wald.

Nach Vergang einer halben Stunde versammelten sich die Räuber in einer Diefen und hielten bey Fackelschein Halsgericht über ihn. Das einstimmige Urtheil fiel dahin aus, daß man ihm thun müsse, wie dem Postillion gesehen wäre.

Ein Räuber trat hervor und sprach — „Lasset ihn leben und gebet ihn mir als den mir zukommenden Theil von der Beute; so mag ich vom Übrigen nichts.“ Der Einfall gefiel der lächelnden Bande. Man schenkte Robert das Leben und begab sich mit dem Raube tiefer in den Wald.

Robert, den sein Ketter als Eigenthum mit sich fortführte, konnte wenig denken. Der einzige Gedanke, welcher sich noch zu einiger Klarheit in ihm erhob, war der, daß er nun Leibeigner sey und daß er über lang oder kurz um einen guten Preis verkauft werden werde. Sein Ketter sprach ihm wieder alle Erwartung Trost zu und strich ihm die Backen. Robert glaubte eine feine Hand zu fühlen. Nach einer Weile mußte er dem Räuber seine Rechte geben, der diese an seinen Busen führte. Robert fühlte, daß sein Ketter kein Mann sey, erschrock heftig und weiffagte sich nun noch ein



ein ganz anderes Schicksal, als vorher. Jetzt gab ihm der Räuber einen herzlichen Kuß und sprach — „Du bist ein schöner junger Mann.“ Robert hatte die entsetzlichste Empfindung seines Lebens dabey, und es war ihm nicht anders, als wenn ihm der Engel des Todes küßte, so drehte ihm das Gehirn davon.

Man kam zur Raubhöhle. Ein düsterer geschlängeltes Eingang führte in einen erleuchteten ungeheuren Schlund, aus dessen Winkeln allenthalben Mordgewehre hervorblickten. Robert ward hier rein ausgeplündert und behielt nichts, als wie er ging und stand, und seine Briestafche, worin einige Briefe und Gedichte befindlich waren, die man ihm ließ. Sämmtliche Räuber lagerten sich hierauf, um die Mahlzeit einzunehmen, welche ihr Koch während ihrer Abwesenheit zubereitet hatte. Robert sollte mitessen, erklärte aber, daß es ihm in seinem gegenwärtigen Zustande unmöglich sey. Man trank ihm zu; er verbat auch für heute die Erwiederung. Als sich die Räuber einen derben Rausch getrunken hatten, verloren sie sich paarweise in den Winkeln, kamen wieder zum Vorschein, trankten wieder, paarten sich anderweit u. s. f. Robert sah, daß er sich auch von Seiten des allerwichtigsten Puncts in der verabscheuungswür-

digsten Gesellschaft befinde, und zitterte vor dem Ausgange, welchen es deshalb hier mit ihm nehmen werde.

Unterdessen hatte er die Bemerkung gemacht, daß sein Ketter an allen den thierischen Vorgängen keinen Theil nahm, sondern jede Einladung dazu ausschlug. Endlich entfernte sich selbiger zwar, kam aber bald wieder, erschien in einer ganz andern Gestalt und führte ihn, da die ganze Bande bis auf die Wache vor der Höhle schief, tief auf die Seite, wo ein schwacher Lampenschein ihm sein eigentliches Ansehen entdeckte.

Welche Überraschung für Robert, als er nun eine wahrhaftig schöne weibliche Figur mit einem ausdrucksvollen Gesicht und mit bligenden Augen vor sich sah! Nimmermehr hätte er geglaubt, daß er in dieser nichts, als Tod und Verderben, ankündigenden Höhle an sein Ideal denken würde. Unwillkürlich aber zog er es hervor, hielt die schöne Räuberinn, deren Slave er jetzt war, dagegen und — wußte selbst nicht, was er sagen sollte.

**R ä u b e r i n n.** Schöner junger Fremder, hier ist alles Du, wie du siehest. Du bist mein, das hast du gehört; jetzt wärest du schon kalt, wenn ich nicht warm für dich ward. Nun sprich — willst du auch mein seyn? Daß du



es seyn müßest, ist keine Frage mehr; ob du es seyn wollest, frage ich dich.

Robert. (den Hut aufs rechte Ohr sehend und die Arme in einander schlagend.) Was willst du damit sagen, schöne — wie soll ich dich nennen?

Räuberinn. Hier heiße ich der schmutze Peter; aber nenne du mich nur Angelika — das ist mein Name.

Robert. Herrlicher Name! Herrlicher noch, als Olimpia! — Weil hier alles Du ist, wie ich leider gesehen habe und wie du auch selbst sagst, so nimm du mir auch nichts übel. Bist du auch so ein Geschöpf, wie die übrigen da? Glaubest du, daß ich auch so eins werden könnte? Dann betrügst du dich; denn wenn bey dir das das Erste ist, was bey mir das Letzte ist, so läufst auf ein Zerreißen hinaus — ich zerreiße dich, oder du mich. Helfershelfer müßtest du aber zum letzten haben — — doch, hier sind ja ihrer genug. Angelika, du siehst so gut aus; wie kommst du unter diese Teufel?

Angelika. (die ihm den Mund zupackt und nach der Bande hintritt.) St! St!

Robert. (ihr Profil jetzt vollkommen sehend.) Ah — Angelika! Du willst hier mit mir nicht Thier seyn, mich nicht zum Thiere machen — nicht wahr?

Angelika. Ich denke ja nicht daran; so sey doch klug!

Robert. (Ihr beyde Hände reichend.) So sprich — wer bist du?

Angelika. Jetzt bin ich Witwe. Nickel, mein Mann, ward heute vor acht Tagen zu W. gerädert.

Robert. (Als wenn er in eine Eisgrube fete.) Woher weißt du das?

Angelika. Ich habe es mit angesehen.

Robert. (Wie halbrodt und die Hände faltend.) Und das konntest du?

Angelika. Ich mußte wohl. Sie schleppeten mich mit hin. Wir verkleideten uns alle. Die Weiber standen dabey als Männer, und die Männer als Weiber. Sterben, hieß es, mußten wir alle, und so mußte man sich abhärten gegen den Tod. Nickel erkannte mich und blöckte mich vom Schafot herab an.

Robert. Wie war dir da?

Angelika. Auf der rechten Seite eis- kalt und auf der Linken brühsiedendheiß.

Robert. (Ihr die Hand drückend.) Höre, du bist noch nicht schlecht. Sag nur, wie bist du in diese Höhle gerathen?

Angelika. (Zutraulich.) Sprich nicht so laut, oder es ist um dich und mich geschehen. Ich will dir Alles erzählen. Nickel war An-



führer unserer Bande und hier ist's Sitte, daß dieser sein Weib bloß für sich habe. Er kann mit allen andern Weibern zu Winkel kriechen; kein Anderer aber darfs mit seinem Weibe. So lange also Nickel lebte, war ich bloß für Nickel. Nun traf sich gerade, daß Nickel durch eine abscheuliche Krankheit abgehalten ward, — —. Auch ist's hier Sitte, daß die Frau des Anführers während seiner Abwesenheit und in den ersten vier Wochen nach seinem Tode von Niemand gezwungen werden darf, mit ihm zu Winkel zu gehen. Anerbiethungen können ihr im letztern Falle zwar geschehen; aber sie kann sie abschlagen. Das hast du heute gesehen. Nun bin ich des Lebens hier so satt, als möglich, und ich hätte auch die vier Wochen, welche mich frey von Abscheulichkeit machen, gewiß nicht überlebt. Als ich dich nun sah, so dacht' ich, du wärest der Mann, der, wenn ich ihm das Leben rettete, dankbar wäre. Bist du's denn auch wohl?

Robert gerieth durch diese Erzählung so in Erstaunen, daß er weder seinen Ohren, noch seinen Augen, mehr traute, sondern sich in einer Art von Manie zu befinden glaubte. (Er starrte Angeilka stumm an.)

Angelika, (die ihn rüttelt.) Und du antwortest mir nicht?

Robert. (zu sich kommend) Du wärest also noch rein — ganz rein — ein Engel unter Unflättern?

Angelika. (Thränen in den Augen) So rein, wie du nur seyn kannst! So rein, als ich war, da mich Nickel aus den Armen meines Bräutigams rief?

Robert. (ganz Smparble) Aus deines Bräutigams Armen.

Angelika. Ja, nun finds drey Vierteljahre, daß es geschah. Auf derselben Landstrasse, wo man dich überfiel, überfiel man auch uns. Man rief uns aus dem Wagen, und so, wie Nickel mich sah, sprach er — „ey, du bist ja ein hübscher Bissen; sollst auch schmucker Peter heißen“ — und so, wie er dieß gesprochen, mußte Stoffel meinem Bräutigam den Dolch durchs Herz stoßen.

Robert. (an sie hin sich lehnd.) Ach — ich bitte dich — und das sahest du auch? Sag, wie war dir da zu Muthe?

Angelika. Wie du leicht denken kannst. Ich fiel in Ohnmacht; Nickel schlepte seinen schönen Fund, wie er mich nannte, fort, und als ich wieder zu mir kam, erblickte ich mich in dieser Höhle.



Robert. Und hier — wie ward dir hier?

Angelika. Ich schrie — ich jammerte. Man fiel mit Mordgewehren über mich her und drohete, mich in Stücken zu hacken. Ich mußte mich in mein Schicksal fügen. So ein harter Kerl Nickel aber auch war, so ward er doch weich gegen mich und that mir Alles, was er mir an den Augen absehen konnte. Nur dann, wenn ich ihn um meine Freyheit bat, pfl egte er das Pistol mir auf die Brust zu setzen.

Robert. Konntest du denn nie entfliehen?

Angelika. Nie! Anfangs ward ich hier in Gefangenschaft gehalten, jedoch aus Achtung für Nickel mit Achtung behandelt; sobald aber Nickel bey einem Kirchenraube ergriffen war, nahm man mich mit auf die Jagd und ich mußte schildern; nie aber allein. Immer war noch einer bey mir, der mir auf der Stelle den Tod drohete, wenn ich das geringste versuchen würde.

Robert. Wie du aber Nickeln hinrichteten sahest, hättest du doch entspringen oder Hülfe rufen können.

Angelika. Vorher ward mir das vergiftete Stilet gewiesen, womit ich durchbohrt werden sollte, wenn ich die geringste Bewegung machte, und Stoffel, der mich führte,

befestigte es so an meinem Busen, daß es nur noch eines Drucks von ihm bedurfte. Daß sie hiermit nicht sackeln, wußte ich; denn in dieser Höhle haben sie sich täglich herum und es ist ein Wunder, daß es heute so ruhig abgegangen ist. Doch — laß uns auf die Hauptsache zurückkommen! Antworte mir auf meine Frage — willst du nicht dankbar gegen mich seyn?

Robert. (In größter Rührung) Ja, sag nur, wie? Ich wollte, du hättest mich lieber tödten lassen; so hätte mein Unglück nun ein Ende. Räuber kann ich nicht werden.

Angelika. Das sollst du auch nicht. Höre mich doch nur an. Ich machte Anstalt zu einem Plane für uns, sobald ich dich bey'm Fackelschein dort in der Tiefe erblickte, und als ich dir den Kuß unterwegs hieher gab, war ich damit fertig. Aus deinen Augen strahlte Muth; ich weiß nicht, ob du ihn habest. Als ich dich daher vorhin fragte, ob du auch mein seyn wollest, da du es seyn müßtest, dachte ich das gar nicht dabey, was du dabey dachtest. Ob du Alles für mich thun konntest, da ich Alles für dich gethan — das meint' ich.

Robert. Wie sollt' ich das nicht? Aber sag nur — was?



Angelika. Retten mich, wie ich dich gerettet! Retten mich aus dieser Höhle und mich meinen Altern wieder geben!

Robert. (tiefsinnig) Du hast also noch Altern? Wer sind sie?

Angelika. (leise schluchzend) Das laß jetzt. — Jetzt sprich nur, willst du mich retten?

Robert. Ich bitte dich — wie?

Angelika. Das will ich dir gleich sagen. Nur — erkenne mich in nichts; Noth bricht Eisen; und — hast du Herz, wie du es zu haben scheinst? Kannst du dich hauen? Hauen mußt du dich. Ich bin ja nur ein Weib, und du bist ein Mann; aber ich wills auch können, daß sollst du sehen. (In dem Augenblick klirren Säbel an einander) Hörst du? Da gehts los.

Robert. Sag nur, warum hauen sie sich dann?

Angelika. Ums Paaren.

Der Anführer hatte das Recht, Frieden zu gebiethen. Er geboth ihn; die Fechter mußten auf neue Freundschaft trinken und die ganze Bande schloß wieder. Angelika entdeckte nun an Robert den gemachten Rettungsplan, der Tages darauf auf folgende Art ausgeführt ward.

Stoffel, das gegenwärtige Haupt der

Bande, war noch unbeweibt. Angelika genos als Witwe seines Vorgängers im Amte noch zur letzten Gerechtsame die Freyheit, sich unter der ganzen Bande den künftigen Mann auszusuchen. Stoffel war unter Allen die scheußlichste Figur, eine wahre Karrikatur von Mannsgewächs und ein Adramelech von Charakter. Was keiner todt machen wollte, machte er todt. Ihm fiel es am wenigsten ein, daß der schmucke Peter ihm zu Theile werden könnte. Angelika, nach gehaltener Mittagsmahlzeit, stoh ihm in die Arme, gab ihm vor allen Räubern den Preisverkündigenden Kuß, und beehrte, ihn allein zu sprechen. Sie stellte sich so mit ihm, daß Robert sehen konnte, was vorging. Da trug sie sich Stoffeln unter der Bedingung zum Weibe an, daß sie ihren Slaven, mit dem sie, als mit ihrem Theile vom gestrigen Raube ohnehin müsse machen können, was sie wolle, in Freyheit setzen dürfte. „Meinetwegen,“ erwiderte er; „wir verlassen so morgen dieses Quartier; ich muß aber erst Rath halten mit der Mannschaft.“

Die Räuber hielten Rath, und Stoffel beredete sie, daß sie einstimmten. „Es geschehe, was du willst,“ brachte er ihr zur Antwort; „aber erst thue mir auch meinen Will-



len, schmucker Peter, und komm mit mir zu Winkel.“ — Angelika erschrak — er drang in sie ein und drohete, sein Wort zurückzunehmen — sie sträubte sich aus allen Kräften — er wollte Gewalt brauchen — sie strich ihm die Backen und sprach mit aller siegerischen Grazie ihres Geschlechts: So wolltest du unsere Gesetze brechen? Weißt du nicht, daß ich, was ich in meinen Trauerwochen thue, nur aus gutem Willen thue? Erst laß uns ihn fortbringen. Auf dem Rückwege dann — verstehst du mich? „So sey auch dieß“ — erwiderte Stoffel und küßte sie.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang schnallte sich Stoffel den Säbel um. Der schmucke Peter that desgleichen. Ein Paar Räuber wollten sie noch begleiten. „Ihr könnt etwas Klügeres thun, sprach Stoffel, macht unterdessen eure Sache beym Pfaffen zu G. gut; ich komme nach.“ Der Marsch ging fort. Robert verließ die Höhle mit einem Gemisch von Empfindungen, dergleichen er noch nie gehabt, und that, sobald er ins Freye kam, einen Blick zum Himmel, dergleichen er noch nie gethan. Es war, als dränge eine göttliche Kraft in ihn. Er wiederholte den Blick und fühlte sich unendlich stark.

„Na, hat's 'n bald 'n Ende? Laß den Kerl laufen! Komm schmuck Peterle, komm!“

Mit diesen Worten nahm Stoffel Angelika beym Arm und wollte mit ihr zurück. — „Ist ja so eine schöne Nacht; stopse dir doch noch ein Pfeisgen, lieber Stoffel.“ — „Ist auch wahr“ erwiederte er. Man kam eben an einen freyen Platz im Walde.

So, wie Stoffel Feuer ansünkte, sprang Angelika einige Schritte vor, zog den Säbel, gab ihn an Robert und ergriff ein Pistol aus dem Busen. „Ha, du treulofer Peter, so ist's gemeint? Warte — du sollst —“ Daß Pfeife, Stein und Stahl auf der Erde lagen, daß Stoffel pfif und mit blankem Säbel da stand, war alles nur ein Huj.

Ein mörderisches Gefecht hub zwischen Stoffel und Robert an, während dessen Angelika mit aufgezo-genem Pistol in einiger Entfernung da stand. Der Mond war eben aufgegangen. Robert bekam einen Streifhieb über den rechten Oberarm. „Noch nicht“ rief er, Bald drauf ward Stoffel queer übers Gesicht gehauen. Rasend drang er, statt zu stürzen, auf Robert ein. Robert bekam den zweyten Hieb über die rechte Hand. „Nun, rief er, nun!“ Angelika gab Feuer und — fehlte. Robert, mitten im Rauch und mit den letzten



Kräften seiner verwundeten Hand, that den letzten Hieb und spaltete Stoffel den Kopf, Stoffel stürzte; den einen Säbel in der Hand, den andern im Schädel.

Pfeiffen lieffen sich hören. Angelika nahm Robert und flüchtete mit ihm dem Monde entgegen. Sie kamen an eine Brücke, unter der es trocken war, und verbargen sich unter ihr. „Hier laß uns den Tag erwarten, sprach Angelika; dann muß Alles in der Höhle seyn; dann wollen wir nach der Gegend hin, wo der Mond herkam; da ist das freye Feld am nächsten.“ Die Ketterinn verband dem Ketter die Hand. Der Ketter drückte die Ketterinn an sein Herz dafür.

Die Pfeiffen wurden mehr. — Die Pfeiffen kamen näher. — Eine davon ließ sich nicht weit von der Brücke hören. — Robert zitterte. — „Sey Mann, sprach Angelika; Gott ist mit uns. Hier ist noch ein geladenes Pistol.“ — Jetzt ward auf der Brücke gepfeiffen. — Robert wollte abdrücken mit der verbundenen Hand. — Angelika hielt sie ihm. —

Die Pfeiffen entfernten sich wieder. — Die Pfeiffen wurden nicht mehr gehört. — Der Tag brach an. — Angelika kroch mit Robert unter der Brücke hervor. — Binnen drey Stunden waren sie im freyen Felde,

wo ihnen die Sonne herztärfend entgegen  
fchien.

Angelika. Hier find wir nun aufer aller  
Gefahr. So laß uns auch hier zuerst thun,  
was für uns das Erste feyn muß! Lange sah  
ich die Sonne fo nicht, und vor dem Monde  
wird mich grauen, fo lange ich lebe. (leitet  
wieder; Robert ihr nach) Du schönes Gefirn des  
Lages, für dich fchlug mein Herz von Ju-  
gend auf, und nie war ich feliger, als wenn  
ich an meines Vaters Hand dich aufgehen sah.  
Erhebe mich jezt fo allmächtig zu deinem und  
zu meinem Schöpfer, wie du mich immer zu  
ihm erhubst. Mein Gefühl für dich und für  
ihn hat fich unter der Erde nicht verloren,  
fondern noch mehr gefärkt. — — Ach Gott  
Gott, an deine Sonne und an deinen Tag  
hast du mich wieder gebracht — aus der Höhle  
wieder gebracht — ohne alle meine Erwartung,  
ohne den geringften Anfehn von Möglichkeit!  
In kurzem hätte ich Nickels fchärfften Dolch  
in mein Herz ftoffen müffen, und ich hätte's  
gethan auf dein Geheiß. „Durchbohre dich,  
ehe du Abfchadm wirft“ diese Stimme von  
Himmel hatte ich in den Klüften der Erde  
gehört. Nun brauche ichs nicht zu thun. Ach!  
fchön ist das Leben! schön! schön! Jezt bin  
ich zu gefpannt, du Helfer in der fchrecklich-



sten Noth, um dir den Dank für meine wunderbare Rettung so zu bringen, wie ich gern möchte. So nimm, ach nimm — meine Jugend ist mir mehr, als mein Leben — nimm zu allerzuletzt den Dank für meine unter den höllischen Geistern bewahrte Unschuld an! Ja, frey, frey sehe ich mich in deiner freyen Schöpfung um und darf mich weder vor ihr noch vor dir, schämen. Glorie, Lob, Ehr und Herrlichkeit dir dafür — du Keinsten unter den Keinen, du Sonne unter den Sonnen!“ —

Angelika sprang auf und sah sich dreymahl ringsumher frey und selig um. Robert kniete wie angenagelt und staunte über die Höhe der Empfindungen der schönen Räuberinn. Es war Wasser in der Nähe; sie ging hin und wusch sich. Als sie sich gewaschen, warf sie ihren Räuberhabit bis auf die Unterkleider ab, kam mit über den Busen gelegten Armen zu ihm zurück und sprach — „Was knieest du? Steh auf und gib mir deinen Keiseroock; du kannst in leinernen Ermeln gehen.“ Robert, als wenn ihm der Befehl in der Raubhöhle gegeben würde, stand auf und zog nach herausgenommener Briestafche seinen Rock aus. Angelika zog ihn an und so

gingen sie auf ein Hirtenhaus zu, daß in einiger Entfernung lag.

Angelika. Ja, ja, Fremder, du hast mich recht verkannt. Doch — ich verzeihe es dir; ich muß es dir verzeihen und verzeihe dir's gern. Wie konntest du in der Wohnung der Scheuslichkeiten anders, als scheuslich, von mir denken!

Robert. (ber setze Arme um sie breitet) Ich bin ja, seitdem ich aus dem Wagen gerissen ward, nicht recht bey mir — Großes Mädchen, wer bist du den eigentlich? So sag mir's doch!

Angelika. Das wirst du nie von mir erfahren. Ich mag auch nicht wissen, wer du bist. Laß es dabey verbleiben — — du denkst in Zukunft, wenn du an mich denkst, an deine Ketterinn, und ich denke, wenn ich an dich denke, an meinen Ketter. Finden wir uns einst jenseits wieder — jenseits, verstehst du mich? — dann ist's Zeit, uns näher kennen zu lernen. Für diefferts ist an dem, was wir von einander wissen, genug.

Robert. (ber schon dremahl zu sich gesagt hatte) Das ist sie wohl! Nein doch, nein.

Angelika. Ja, ja! Wir müssen uns nur einander nie bekannter werden, als wir sind; damit wir, wie in dem unerklärbaren Gan-



ge unserer Schicksale auf immer etwas Heiliges für unser Herz, so auch in dem Geheimniß unserer Personen etwas Ewigentzückendes für unsere Fantasie behalten.

Robert. (der sich nun als ihr Slave zum zweiten Male fühlt) Aber — wenn du's nun wärest?

Angelika. (mit einer Art von Stolz ihn ansehend) Wer sollt' ich denn seyn?

Robert. (zärtlichtraut) Die, die ich suche.

Angelika. Wen suchst du denn?

Robert. Die, die ich über Alles lieben könnte.

Angelika. (ihm die Hand reichend) Du Mann in leinenen Ermeln, siehst du, so seydt ihr Männer. Du bist ein schöner Mann, ich sag es dir nun im Sonnenschein, wie ich es dir im Mondenschein sagte; übrigens aber lassen wir es beyde an dem, was wir für einander gethan, bewenden, und bleiben in unsern Gefühlen für einander auf der Grenze der Dankbarkeit stehen. Kennst du diese Grenze? (umarmt ihn)

Robert. (sie nicht wieder loslassen wollend) Ach Angelika! Angelika! Englische — Englische!

Angelika. Unbekannter Retter, höre deine unbekannte Retterinn. Ich habe einmahl

geliebt und liebe nie wieder. Sieh' erst vor deinen Augen deine Braut durchdolchen, wie ich meinen Bräutigam sah; dann wirst du kein Wort mehr über Liebe sprechen. Nur den Durchdolchten kann und darf ich lieben. Ihm muß ich treu bleiben; er muß mich dort wieder haben; er muß mich liebend, erschrecken, wenn ich ihm erzähle, wie er mich aus Nickels Armen rein und schuldlos zurück empfängt. Stelle dich doch nur in meine Lage, über wie viel ich in der Welt nachzudenken habe. Dazu soll mein übriges Leben bestimmt seyn; das will ich bey meinen Altern erst, wenn sie noch leben, und wenn sie nicht mehr leben, auf ihrem Grabe thun.

Robert. Du hast Recht. — Aber so erlaube mir wenigstens, daß ich dich zu deinen Altern, oder zu deiner Altern Grabe bringe.

Angelika. Auch das nicht. Dort beym Hirtenhause trennen wir uns. Da geb' ich dir den letzten Kuß für diese Welt. Vereiniget uns jene wieder, so sollst du nach meinem Ferdinand mein liebster Gesellschafter seyn. Erst aber muß ich wissen, wie's mit deinen Wunden stehe. — —

So kamen sie ans Hirtenhaus. Der Hirt hat schon ausgetrieben; sein alter Vater aber, der sich mit Kuren abgab, als er Robert ohne



Rock, mit blutigem Hemdermel und mit verbundener Hand erblickte, nöthigte sie gastfrey in die mit Stroh gedeckte Hütte.

„Ihr seyd gewiß unter den Händen der Racker gewesen, die in vorvoriger Nacht die Post geplündert und den Postillion todtschossen haben? Nun, sie werden ihren Lohn wohl kriegen. Heute rücken Soldaten gegen sie aus. Ihr armen Leute! Weis her, junger Mann, ich will deine Wunden besehen.“

Robert entrierte nicht auf des Alten Frage, sondern ließ ihm seinen Arm. Die obere Wunde hatte nichts zu bedeuten; der alte Hirt reinigte sie bloß und band Lappen darum. Die Handwunde aber war schlimmer; doch hoste der Alte, daß sie ihm künftig am Gebrauche der Hand nicht schaden sollte. Er verband sie ihm zum ersten mahle und gab ihm die Salbe, womit er fortfahren sollte. Zugleich reichte er Robert einen Rock und trug seinen Gästen ein Frühstück auf, das aus Milch und Brot bestand.

Als sie dieß verzehrt, machte Angelika Anstalt zur Trennung von Robert. Robert bath sie um Alles, noch zu verweilen, und schilderte ihr die Gefahr, in die sie sich begäbe, wenn sie allein reisete. „Hat nichts zu sagen, erwiederte sie — eine Räuberinn ist

ein Mann und jeder sieht mich auch für einen Mann an. Mit dir hats keine Gefahr weiter; und so darf ich keine Zeit verlieren, um einen gewissen Ort zu erreichen, wo jest Messe ist. Bin ich erst da, so weiß ich mein Weiterkommen schon. Komm — ich habe mir einen Fleck ausersehen, wo wir uns trennen wollen.“

Angelika versprach dem alten Hirten, zu seiner Zeit dankbar zu seyn, nahm Robert, der in tiefe Traurigkeit versank, beyhm Arm, und führte ihn an einem wilden Birnbaum, der einen Büchschuß vom Hirtenhause dicht an der Landstrasse stand.

„Hier sey es, wo wir von einander scheiden! Ich gehe dann dorthin und du gehst dahin. Sieh mich noch einmahl recht an und präge dir mein Bild tief ein; das Deinige ist mir schon unauslöschlich eingeprägt. Höre, wir haben viel an einander gethan, und Gott an uns noch mehr. Laß uns einander nie vergessen! Laß uns zwey der besten Menschen seyn! — (zieht einen von den zwey Ringen, welche sie trug, ab, und steckt ihn Robert an den Finger) Den nimm zu meinem Angedenken; — ich habe deinen Rock — mit dem andern komme ich bis nach . . . Gib ihn einst der, die du suchst, wenn du sie findest. Gott lasse dich sie



finden, und mache dich so glücklich durch sie wie es ein so schöner Mann mit einem so schönen Herzen verdient! Ich muß um Ferdinand klagen, bis Ferdinand dort meine Klagen stillt. Und nun — (umarmt ihn herzlich) leb' ewig wohl! (Robert stand wie seelenlos) Kannst du auch nicht ein Wörtchen mir zum Abschiede sagen? (Robert schüttelt den Kopf. Angelika klopft ihm die Backen.) Du Guter! Nur geh dorthin, ich gehe dahin. Dort am Büschgen will ich mich noch einmahl nach dir umsehen. (Gibt ihm den letzten Händedruck) Adieu?'

Angelika wanderte mit ihrem Knotenstocke fort. Robert lehnte sich an den Birnbaum und sah ihr unverrückt nach. Am Büschgen drehte sie sich noch einmahl um, schwenkte den Hut, und — verschwand um die Ecke.

Die Sonne schien Robert neubelebend an. Er bekam wieder volles deutliches Bewußtseyn und dachte über die fürchterlichen Schicksale nach, die ihn, wie auf einander folgende Gewitter, binnen vier und zwanzig Stunden betroffen hatten. Er dachte sich in der Lage, in welcher er noch vor acht und vierzig Stunden gewesen war, als er sich im Besitz seiner Olimpia so selig fühlte, und dachte sich dann wieder in die Lage, in der er sich jetzt befand, da er Alles, Alles verloren hatte, —

nur sich nicht. Ein langes Ausblicken gen Himmel gab dieser leztern Vorstellung vollkommene Stärke. Mit Vertrauen auf Gott und mit einem Herzen, das mit innigster Hochachtung für Angelika schlug, die ihm ein unbegreifliches Mädchen war, ging er den Weg, welchen ihm diese gewiesen, ohne zu wissen oder zu ahnden, wohin er ihn führen würde.

Als er an das nächste Dorf kam, spürte er Wundstieber. Dieses nahm mit solcher Heftigkeit zu, daß er Quartier suchen mußte. Er ging der Kirche vorüber, wo ein ältlicher Mann eine schöne Predigt über die Barmherzigkeit hielt. „Halt“, dachte er, das ist ein zweyter Reinwald“ und da er nicht vermögend war, das Ende der Predigt abzuwarten, so ging er dem Pastor voran und setzte sich auf den Stein vor seiner Thüre, um ihn da, wenn er käme, zu bewillkommen.

Pastor. (als er aus der Kirche kommt, von weltem schon.) Wer ist man? Was will man?

Robert. (der aufstehen will, sich aber wieder setzen muß.) Ich bin ein verunglückter Reisender, werde eben krank und bitte um Quartier.

Pastor. Wo hat man seinen Paß?

Robert. Ich habe weder Paß noch einen Kreuzer Geld. Diesen Rock hat mir ein



Hirt geschenkt, der mich verbunden hat. (hebt seine Hand in die Höhe)

Pastor. Man ist ein Vagabond — ein liederlicher Kerl.

Robert. (mit Ehrgefühl) Keins von beyden, Herr Pastor; so kommen sie mir nicht.

Pastor. Man will wohl gar noch raisonniren?

Robert. Und das von Rechtswegen; weil Sie mir zu viel thun.

Pastor. Seh mir einmahl — seh mir einmahl Einer so einen Halunken an!

Robert. (mit Verachtung) Warum schimpfen Sie mich? Ich bin kein Bettler — ich habe Sie noch nicht angebettelt — ich bitte nur um Dach und Fach, um mich zu erhohlen.

Pastor. Dazu ist die Dorsschenke da.

Robert. Ey, Herr Prediger, Sie haben ja heute so lehrreich über die Barmherzigkeit gepredigt? So müssen Sie auch thun wie Sie lehren.

Pastor. (der neben ihm weg ins Haus geht) Da hätt' ich viel zu thun.

Robert blieb sitzen, weil er nicht fort konnte, und ward immer kränker. Der Pastor guckte zu mehreren mahlen zum Fenster heraus und wies ihm von neuem die Wege. „Ich kann ja nicht“ erwiederte jener. End-

lich ließ er ihn hereinhohlen und in die Gefindestube bringen, wo man ihm Käse und Brot vorsetzte. Der Pastor aber ließ sich nicht sehen. Robert aß nichts, sondern bat um ein Bette. Seine Bitte blieb unerfüllt; im Hause aber war viel Gehens. Nach einer Stunde fuhr ein Bauerwagen vor; Robert ward alles Lazaretirens ungeachtet aufgepackt und aufs nächste Dorf gefahren.

Hier gieng im wieder so. Sobald er ankam, both man ihm wieder Käse und Brot an und fuhr ihn weiter. So ward er über vier und zwanzig Stunden lang mit der sogenannten Bettelfuhre, die auf das zweckmäßigste zum Todtfahren fremder kranker Armen eingerichtet war, von Dorf zu Dorf gefahren, bis man an eine große Stadt mit ihm kam, wo man ihn vor das Lazaret fuhr. Fast ganz zerfahren, zerstauckt, zerknirscht, hatte er kaum noch so viel Bewußtseyn und Kraft, dem letzten Fühllosen, der ihn vorsehrte und ihm, ehe er ihn ablad, die Taschen durchsuchte, zuzurufen — „Schelm, willst du mir bald meine Briefftasche wieder geben?“ — worauf dieser se ihm mit einem derben Stoß auf die Ripben zurück gab.

Unter Flüchen und Verwünschungen ward Robert vom Lazaretvater aufgenommen und



in eine Kammer gebracht, wo ein Dutzend Venerischer ihre pestilentialische Ausdünstungen verbreiteten. Es war beynahе Nacht; sehen, wohin er käme, konnte er nicht, nur riechen. „Hier kann ich nicht bleiben“ — so packte dich zum Teufel — „Einen Chirurgus verlange ich.“ Morgen ist's Zeit, du Hund. — „Eine Suppe bitt' ich“ — Wenn die andern Schweine den Trank bekommen, dann — Man wollte ihn in ein Bette werfen. „Setz mich lieber an die Erde.“ Man warf ihn hin und schrie — da siße, bis du frepirst. Robert schlief ein.

Als es wieder Tag ward, erwachte er und — sah nun auch, wo er war. Der Schlaf hatte ihn gestärkt. Er konnte aufstehen, kroch zur Kammer hinaus und setzte sich auf den Gang. Ein vorübergehender Waisenknabe sagte ihm, daß das Lazaret mit dem Waisenhause verbunden sey und das der Lazaretvater, den er gestern gesprochen, auch der Waisenvater sey. Da zerfloß er fast in Thränen und dachte lebhafter, als jemahls, an den wackern Waisenvater zurück, der ihm erzogen hatte. Alle alte Ideen wurden wieder in ihm rege; er saß im Geiste mit seinem Strickstrumpfe wieder am Fenster, wo die schöne Aussicht war, grub seinen Garten wie-

der, betete hinter der Hecke wieder und wünschte tausendmahl, daß er noch da wäre. Der Waisenknabe sympathisirte mit ihm, weinte in seine Thränen, tröstete ihn mit einem biblischen Spruche und beschrieb den Lazaretvater als einen Tyrannen gegen Jung, wie Alt.

Jetzt kam der Barbar die Treppe herauf. Vor Donnerwettern, die aus seinem Munde krachten, hörte man seine harten Fußstritte nicht. Sobald er Robert erblickte, fuhr er ihn gräßlich an und fragte ihn, welcher Teufel ihn aus der Kammer geführt. „Ein Teufel hat mich hineingeführt, Gott aber heraus.“ Gegenüber am Fenster stand ein Besenstiel. Der Unmensch eilte nach ihm hin und gab damit dem Waisenknaben den ersten Schlag. Robert, als er dieß sah, raste seine Kräfte zusammen, stand auf und lehnte sich an die Wand. „Schlag einmahl auf die Brust, wenn du Herz hast!“ Mit hochaufgehobenem Besenstiel stand der Poltron da und wagte nicht zu schlagen.

Der Lazarethchirurgus kam dazu; ein um nichts besserer Mann. Als der Lazaretvater Robert bey ihm auf das häßlichste angeschwärzt, bestand er darauf, daß Robert wieder in die Kammer sollte. „Ihr beyde und noch zehen



Teufel bringen mich nicht hinein.“ Es ward Gewalt gebraucht; Robert stämmte sich mit dem ganzen Überrest seiner Kräfte gegen.

Lazaretarzt. (der aus einer andern Kammer kommt) Was wird hier?

Robert. (der seine verbundene Hand aufzeigt) Ach um Gottes willen — weiter fehlt mir nichts. — Ich bin ein reiner gesunder Mensch und habe müssen die Nacht unter den zehnen Auffägigen zubringen und soll nun wieder hinein. Ist das nicht Himmelschreyend? Ich bitte um weiter nichts, als — auf die freye Strasse; da ist doch gesunde Luft.

Der Arzt war ein junger armer aber dabey menschenfreundlicher Mann. Roberts herrliche Physiognomie, seine gesunde Gesichtsfarbe und sein ganzes robustes Ansehen machten den gehörigen Eindruck auf ihn. Er ließ sich seine Hand zeigen, untersuchte seinen Puls, that noch einige Fragen an ihm, machte den Lazaretvater und den Lazarethirurgus wie ein Paar Beutelschneider herunter und befohl, daß man ihn auf der Stelle in eine der besten Krankenstuben führen sollte. „Ach nein, nur in ein Kämmerchen, bat Robert; aber in ein reines und wo ich allein bin. Einsam möcht' ich gern seyn, um über mein Schicksal nachzudenken.“ Der Arzt ward hierdurch

so gerührt, daß er ihn sogleich bey'm Arm nahm und in das Stübchen führte, wo er selbst zu seyn pflegte, wenn er verschrieb. Da ward er verbunden, bekam ein reines Bette und eine Suppe, die noch da seyn mußte, ehe der Arzt wieder wegging, der ihn mit den Worten verließ — „Schlaf Armer, schlaf, ich komme wieder.“ Robert war nun allein.

„Ist doch und bleibt doch wahr — wo zwey Schurken sind, da gibts einen dritten ehrlichen Mann, und wo sich zwey Barbaren hinstellen, da stellt Gott einen Menschenfreund dazwischen. Aber — barmherziger Vater, wo bin ich, und was soll aus mir werden? Ach, das hab ich wohl an Luifen verdient!“

Mit diesen Gedanken schlief er ein und, als er erwachte, saß der edle Arzt schon an seinem Bette. Robert mußte ihm die Geschichte seiner Wunde erzählen; woraus eine Erzählung seiner ganzen Lebensgeschichte entstand. Mitleid und Achtung wurden die Seelenstimmung des Arztes für den armen Fremdling. „Unter vier Wochen kommen Sie nicht aus diesem Hause, sprach er. Wollte Gott, daß ich so reich wäre, als ich arm bin; so wüßte ich, was ich thäte. Indessen will ich befehlen, daß Ihnen hier die gehörige Pflege geschehe.“



So gut es der Arzt auch mit Robert meinte, so konnte er doch weiter nichts bewirken, als daß in seiner Gegenwart der Kranke besorgt ward. Sobald er den Rücken wendete, hatte alle Besorgung ein Ende. Robert beklagte sich bey ihm, so oft er kam, erschwerte sich aber dadurch nur sein Schicksal noch, weil man für jede neue Klage durch noch härtere Behandlung neue Rache an ihm nahm.

Arzt. (als Robert einmahl bitterlich geklagt hatte) Haben Sie den gar nichts, durch dessen Verkauf man einiges Geld für Sie schaffen könnte. (blitzt auf den Ring auf Roberts Finger)

Robert. Nichts, als diesen Ring; der kommt aber nicht von meinem Finger. — Einige Gedichte hab' ich noch. Vielleicht gäbe ein menschenfreundlicher Buchhändler etwas dafür.

Arzt. Ich möchte sie sehen. Wo haben Sie sie?

Robert. (nahm ihn, seinen Rock herzubringen) Er zog die Briestafche heraus und suchte die einzelnen Gedichte zusammen. Der Arzt laß sie neugierig.

Robert. (der ein Papter in stärkstem Affect küßt) Ach — ach — ach —

Arzt. Was haben Sie da?

Robert. (das Papter an sein Herz brückend)

O Rechtshaffener, Rechtshaffener, wie beschämst du mich!

Arzt. (als er das Papper angesehen) O nun ist gute Zeit! Das ist auf der Stelle baar Geld. Wie haben Sie denn nicht gewußt, daß Sie so einen ansehnlichen Rothpfennig bey sich führen?

Robert. Ach ein unaussprechliches Glück, daß ichs nicht gewußt! Hätte ichs gewußt, so lag er gewiß im geraubten Koffer bey meinem übrigen Vermögen. Welch ein Glück, welch ein Glück, daß ich den Brief nicht eher erbrach! Jetzt dacht' ich — muß doch einmahl sehen, was darin steht. Welch ein Glück, daß die Räuber die Briestafche mir ließen! Welch ein Glück, daß ich sie dem Bauer, der mich hieher brachte, wieder abnahm!

Der Arzt wartete die ausführlichere Auflösung des Räthsels jetzt nicht ab, sondern eilte sofort mit der Banknote zum Wechsler.

Robert. (als er sich allein siehet) Ach was gibts doch für gute Menschen! Müste mich so ein Einziger nicht ausföhnen mit einer ganzen schlechten Welt? (legt die kranke Hand in die gesunde und hebt beyde Hände gegen Himmel) Heilige Providenz, wie gut und wie groß sind deine Plane für mich angelegt! Auf jeden mei-



ner allergrößten Nothstände ist schon immer für Hülfe für mich gesorgt. Wie oft hab' ich in diesen Tagen gedacht — das hast du wohl an Luifen verdient! Aber nein, nein; nun glaub' ich von neuem, nun glaub' ich fester, als jemahls, daß es auch dein Plan sey, daß ich sie noch finden werde, die ich suche, und daß ich sie suchen soll, bis ich sie finde. Nun, so will ich sie auch von neuem suchen, recht suchen — vielleicht find ich sie bald. Habe Dank für Alles — für Alles, und lohne den großmüthigen Geber, lohne Luifens Vater durch Luifen!

Der Arzt kam zurück. Mit ihm traten der Lazaretvater und der Lazarethchirurgus ein. Beyder Augen wurden groß, als er die Luifdore aufzuzählen anfang, wurden immer größer, je mehr er aufzählte, und quollen endlich zum Kopfe heraus, als sie sahen, daß es hundert waren.

Lazaretvater. (mit einem sehr lieblichen Gesicht) Lieber kranker Fremder, wenn Ihnen damit gedient ist, so will ich Sie gern auf meine eigene Stube nehmen und will Sie wie meinen leiblichen Bruder warten und pflegen.

Robert. So! Nun du siehst, daß ich Geld habe? Du bist mir ein sauberer Lazaretvater; zum Zuchtknecht hättest du dich bes-

ser-geschickt. Denke nur an den Abend, wie du mich unter jene Unfläter brachtest — mich Reinen und Unverderbten! Denke an den Morgen, wie du mich auf dem Gange fandest und den armen Knaben neben mir! Ich bin von einem Waisenvater erzogen worden — das war ein anderer Mann! dem mache Gott dort noch dafür mit jedem Tage seine Herrlichkeit herrlicher!

Lazarethchirurgus. (noch Uebreicher, als der Lazaretvater) Was ich sagen wollte? Ja, es wäre doch besser, bester Freund, wenn ich Sie bey mir im Hause hätte. Ich könnte Sie besser abwarten und ihre Hand sollte in kurzem wieder gut seyn. Es hat so nichts damit zu sagen.

Robert. Also — sonst hättest du wohl ein ganzes Jahr daran kurirt und hättest sie mir wohl gar noch abgesetzt? Daß es mit ihr nichts zu bedeuten habe, hat mir schon ein alter Hirt gesagt; das brauchst du mir nicht erst zu sagen. Du hast sie schlimmer gemacht und unter deinen unbarmherzigen Händen soll meine Hand nicht mehr seyn. Zum Scharfrichter schickst du dich, aber nicht zum verpflichteten Chirurgus bey einer Anstalt öffentlicher Humanität. (zieht den Arzt an sich)

Zu



Zu Ihnen, zu Ihnen, Menschenfreund, will ich. Wollen Sie mich aufnehmen?

Arzt. (der nicht anders ausfiebt, als sonst.)  
Recht gern! Nur bin ich ein junger Anfänger, bin noch gar nicht eingerichtet, liege selbst in einem Miethbette —

Robert. Schadet nicht — schadet nicht! Haben wir nun doch Luidore! (zu den beyden Hartberztigen) Sehet ihr Unmenschen, so muß oft ein Armer, den ihr für einen Landstreichler ansehet, den Werth des Menschenfreundes vor euch an den Tag bringen.

Die beyden Nichtswürdigen bestanden nun darauf, daß Robert nicht eher aus dem Lazaret dürfe, bis er sie bezahlt habe, weil er nun kein Armer gewesen sey. Robert wollte schon gutwillig seyn; der Arzt aber ließ es nicht zu, sondern sagte, daß beyde sich selbst schon bezahlt genug gemacht hätten, der Eine durch die Nacht, die er ihn unter den abscheulichsten Unflättern zubringen lassen, und der Andere durch die Schmerzen, welche er ihm verursacht, und drohete, sie noch oben drauf bey der Direction des Instituts zu verklagen.

Robert ward also zum menschenfreundlichen Arzte ins Haus gebracht. Da er die Hand abgerechnet, ein völlig gesunder Mann

war, die besten Säfte hatte und eigentlich durch das abscheuliche Fuhrwerk und die damit verbundene und darauf gefolgte Behandlung am meisten gelitten hatte: so ward er hier unter den Händen eines bessern Wundarztes und bey der besten Wartung und Pflege noch eher wieder hergestellt, als man geglaubt hatte. An der Hand trug er nichts, als eine Narbe, davon, die sich gerade an den Ring anschloß, den ihm Angelika zum Andenken geschenkt hatte. So oft er nun den Ring und die Narbe ansah, vergegenwärtigte sich ihm die ganze Feenmährchen ähnliche Geschichte so, als wenn sie von neuem mit ihm gespielt würde. Er equipirte sich wieder, warf sich wieder in seine Waisenuniform, beschenkte den Arzt reichlich und — ließ vorsehen.

„Ach, noch einen Gang hab' ich zu thun“ Robert eilte aufs Waisenhaus und verlangte sämmtliche Waisenkinder zu sehen. Boshafter Weise ließ der Waisenvater den Knaben zurück, welchen er neben ihm auf dem Gange weinend angetroffen hatte, um selbigen um das Geschenk zu bringen, wenn dergleichen etwa ausgetheilt werden sollte. „Er ist nicht darunter, den ich suche.“ In dem Augenblick kam noch ein Knabe ungerufen dazu. „Dieser ist's. (umarimt ihn wie ein Vater) Ja,



du bist, der zu mir sprach — Gott wird dich nicht verlassen, noch versäumen. So sollst du auch sehen, daß du Wahrheit sprachst. An dir selbst soll das Wort erfüllt werden.“  
 (zum Waisenvater) Kann ich den Burschen mitnehmen?“

Waisenvat. (überlaut lachend) Alle, wie sie da sind! Solch Geschmeiß kriecht alle Tage wieder aus den Eiern und unsere Wände herauf.

Robert warf ihm einen verabscheuenden Blick zu, theilte ein Geschenk unter die übrigen Kinder aus und nahm den Knaben mit. Dieser tanzte sich für Freuden an seiner Hand aus dem Suchthause und antwortete auf die Frage, was er zu werden Lust habe — Friseur! Robert übergab ihn dem Arzt nebst zwanzig Luidoren, wofür er ihn bey einem guten Lehrherrn frey unterbringen sollte, ermahnte den Knaben, stets gut zu seyn, damit er sich auch stets mit dem schönen Spruche trösten könnte, umarmte den Arzt und — fuhr wieder in die weite Welt.

Pläne machte Robert, wie bekannt, nicht. Sein Allplan war — suche, bis du findest; dieser hatte, wie er fest überzeugt war, den Beyfall der Providenz, und so überließ er es ihr, durch eintretende Umstände ihn bey

Suchen zu führen. Das Einzige, was er nun dabey that, war, daß er bey Richtung seines Wegs die Himmelsgegend stets vor sich behielt, welche ihm Angelika mit den Worten gewiesen — du gehst nun dorthin.

Beynahe hätte er angefangen, zu glauben, daß sie ihm falsch gewiesen; denn es entstand eine Pause in seinen Liebshäften. Bisher hatte er doch Ähnlichkeiten mit seinem Ideal gefunden, ja, die Ähnlichkeiten waren immer höher gestiegen; jetzt aber kam er auch nicht einmahl mehr in den Fall, sein Ideal hervorzu ziehen und Vergleichung damit anzustellen. Seine Kasse schmolz zusammen. Er fing an, zu Fuß zu reisen und ließ seinen Koffer vor sich her karren. An einem Sonntage wanderte er durch ein Dorf. Er hörte in der Kirche singen und ging seiner Gewohnheit nach hinein.

Der Gesang war das Kanzellied gewesen, und eben, als er eintrat, verlas ein junger Kandidat, der während dastiger Vakanz predigte, als Text die Worte — „Suchet, so werdet ihr finden.“ Robert fuhr zusammen, und hörte sehr andächtig zu. Der Kandidat handelte mehrere Sätze ab, deren jeder ihm einen Herzensstich verfezte. So sagte er z. B. daß dieser Text eigentlich auf zeitliche und irdische Güter gar nicht anwendbar sey, weil die Re-



de davon in ihm nicht sey; daß wer zu viel suche, mehrentheils Nichts finde; daß der Weg zum Finden oft das Nichtsuchen sey u. s. w. Am Ende gab er allen denen, welche nun lange genug gesucht und das Gesuchte nicht gefunden hätten, den Rath, daß sie doch endlich flug werden und zu suchen aufhören sollen. „Sezet euch ruhig hin, schloß er; wenn ihr's haben sollt, so kommts von selbst zu euch, wie der Tod. Amen.“

Robert starrte den Kandidaten an, so lange er noch auf der Kanzel stand, und gab ihm bald Recht, bald Unrecht. Er entschloß sich zu einer Unterredung mit ihm über die Schlussworte und ging auf den Kirchhof, wo ein Reitpferd stand. „Ich habe nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren, erwiederte der Kandidat und stieg aufs Pferd.“ Ist doch nicht halbrecht, rief er ihm nach, so etwas Unbestimmtes zuletzt zu sagen und es wie einem Stachel in dem Herzen des Zuhörers zurückzulassen und dann auf und davon zu reiten. Wird denn die Pfarre auch einmahl von selbst zu Ihnen kommen? — Der Kandidat trabete zum Dorfe hinaus.

Ein alter Schulmeister schloß die Kirche zu. Robert gewann ihm Rede an und sprach über die Predigt, „Da steh'n die Worte auch“

versezte der Alte und wies auf einen Leichenstein. Robert ging hin und fand auf dem ganzen Steine nichts, als — Suchet, so werdet ihr finden — und den Rahmen eines Edelmanns darunter.

„Was hat denn dieser gesucht?“

Schulmeister. Was er da gefunden hat — Ruhe im Grabe!

„Wie paßt denn solch Finden auf Suchen?“

Schulm. Ja wohl paßt's hier mehr, als zu sehr. Er ließ bey seinem Leben noch den Stein setzen und machte selbst die kurze Inschrift darauf. Er war nämlich zuletzt melancholisch.

„Worüber denn?“

Schulm. Er liebte, ohne wieder geliebt zu werden. Und da — —

„Nun und da?“

Schulm. 's ist alles zugedeckt worden. Er — erschoss sich und ruhet nun hier.

„Das ist ja eine fürchterliche Anwendung der Worte gewesen — suchet, so werdet ihr finden. — Ein Text für Selbstmörder — Gott bewahre!“

Schulm. Ja, so gehts; der Eine sucht dieß, der Andere das.

„Ward ihm denn seine Gemahlinn ungetreu?“



Schulm. Bis zur Gemahlinn kam's ja gar nicht. Sie wollte ihn nicht haben, und wenn er zehen solche Güter hätte, wie er zwey hat, und diese müssen doch nur so seyn.

„Wie ging denn das zu?“

Schulm. Wie solls zugegangen seyn? Sind doch die jungen Leute jezt wie verrückt! Sie blieb dabey, er sey die Zeichnung nicht in Natur, welche sie sich von dem, den sie lieben solle, entworfen habe.

Robert. (auffschauend und aufborend zugleich) Ey Herr Schulmeister, das ist ja gar nicht verrückt gedacht — —

Schulm. Nicht? Na, so möcht' ich wissen, was sonst verrückt gedacht wäre. Adieu; ich muß weiter.

Der Schulmeister wohnte in einem andern Dorfe, wohin er nun fortwackelte. Roberts Neugier war zu viel gespannt, als daß er sich über einen ihm so wichtigen Gegenstand so kurz abfertigen lassen sollte. Er würde den Alten begleitet haben, wenn sein Weg auch nicht dahin gegangen wäre. So aber traf sichs, daß es ein und derselbe Weg war, den sie beyde nehmen mußten.

Robert. Wir gehen zusammen.

Schulm. Meintwegen! Mit mir gehts aber etwas entenmäßig.

Robert. Desto besser!

Vor dem Dorfe ließ Robert den Alten einige derbe Züge aus seinem Maderafläschgen thun. Der Alte ward redseliger.

Robert. (den Faden wieder aufnehmend) War denn der Edelmann etwa schon zu alt für das Mädchen, daß sie ihn nicht wollte?

Schulm. Bey Leibe nicht! Er war auch von gutem Ansehen; aber er war ihr nicht Flug genug — er konnte nicht so narriren, oder empfinden, wie sie es nannte, als sie — kurz, sie blieb dabey, er wäre es nicht, und wenn sie den nicht kriegen könnte, der es wäre, so möchte sie gar keinen.

Robert. (beim das Herz stärker klopfte) Das ist sie.

Schulm. Sie hat ihn schönes Fleisch mit schönem Golde genannt — ein recht hundsfüttischer Ausdruck!

Robert. (als wenn er schon mit beyden Armen nach ihr greifen wollte) Ach, Herr Schulmeister, wo wohnt das Mädchen?

Schulm. Ja, das weiß ich nicht. Ich wollte, sie hätte von jeher gewohnt, wo der Pfeffer wächst; so lebte der Herr noch. Er soll sie auf einer Reise kennen gelernt haben, und von der Zeit an, daß er zurückkam, war er auch wie angeschossen.



Robert. Wie hieß sie denn?

Schulm. Das weiß ich auch nicht. Ich habe das alles nur so vom Jäger erhorcht, der allein davon wußte und ein Geheimniß daraus machte.

Robert. Wo ist der Jäger jetzt?

Schulm. Er ging hernach unter's Korps.

Robert. Wie lange ist denn das wohl her?

Schulm. Johanni wirds'n Jahr. — Wenn ich nur Vater gewesen wäre, ich hätte meinem Nickel von Tochter wohl den Kopf zurechtsetzen wollen.

Robert. Warum denn das, Herr Schulmeister?

Schulm. (ber sich auf seinen Reitstock lehnt und Robert ansieht.) Ist denn das recht, daß sich Einer um eines Mädchens willen todtschießen muß?

Robert. Muß? Das ist ja nicht der Fall. Der Edelmann hätte sich den Kopf zurechtsetzen sollen.

Schulm. Wenn er nun aber einmahl sterblich in sie verliebt war?

Robert. Wenn sich das Mädchen nun aber nicht gegensterblich in ihn verlieben konnte?

Schulm. Ja, da wird was werden.

Zwey Rittergüter — das ist genug, daß sich ein Mädchen müsse in Jeden verlieben können, der sie hat. Nun hat sie doch seinen Tod ewig auf ihrem Gewissen.

Robert. (warn) Beydes ist falsch, Herr Schulmeister. Was kann das Mädchen dafür, daß sich jemand ihrentwegen todtschießt? Und wenn es ein mehr als gewöhnliches Mädchen ist, wie ich gleich höre, so haben die Güter keinen Eindruck auf sie machen können, sobald der Güterbesitzer keinen auf sie machte.

Schulm. (stich recht auf seinen Kriekstock stammend und Robert anklopfend) Zwey Rittergüter und keinen Eindruck? O so schlage der heilige Christ drein! Aber das ist's, die jungen Leute sind jetzt wie die Narren. Den Kopf voll Fachsen und Poffen über die Freuden der höheren Liebe setzen sie sich hin und mahlen sich den oder die, welche sie nur wollen lieben können, und wenn dann Gelegenheiten vorkommen, so haben sie an der einen dieß und an der andern das auszusetzen. Gott ehre mich, wie es in meiner Jugend war! Da mahlte man nicht vorher, sondern nachher. Man sah auf äußerlichen Wohlstand, wenn man heyrathete; hernach, wenn man erst in diesem lebte und sich wohl befand, kam die Liebe von selbst nach. Der Gedanke — nun



bist du einmahl kopulirt, nun kommst du nicht wieder von, nun machst du dich selbst unglücklich, wenn du nicht liebest, bringt die Liebe am besten hervor, und ohne daß man es merkt, und dann wird Einer dem Andern so schön, wie sie sich beyde einander nur mahlen könnten.

Robert. (sich heftig schütternd) Pur—r—r!

Schulm. 's ist ja lauter dumm Zeug mit der höheren Liebe oder mit dem Sterblichverliebtseyn. Ich habe es nun so oft erlebt; die recht sterblich in einander verliebt waren, assen und tranken sich im ersten Jahre gleich so satt an einander, daß es sie hernach von weiteren Konvivialien ekelte.

Robert. (als wenn ihm sein Steckenpferd vorgeritten würde.) Wenn das Sterblichverliebtseyn und die häufigen Konvivialien im ersten Jahre einerley bedeuten sollen: so kann wenigstens höhere Liebe und Sterblichverliebtseyn nicht einerley bedeuten. Das Konvivialwesen, lieber Alter, ist die niedere Liebe, ist das Thierische bey der Liebe, ist das eigentliche Grab, der höhern und wahren Liebe. Das muß eben weg; sonst—

Schulm. (beyde Hände auf den Krickstöß stellend und seine Stirn fast an Roberts Stirn legend) Was? Weg? S so kämen wir Schulmeister

ja durch all das Narrenwesen der Liebe nicht nur um Hochzeiten, sondern auch um Kindtaufen?

Robert. (lächelnd) Alter Konvivienfreund, ich glaube vielmehr das Gegentheil, und daß euch das Konvivienwesen um manches Accidens bringe.

Schulm. Nun genug, ich wollte, daß das Mädchen nun sitzen bliebe und nun und nimmermehr keinen Mann bekäme. Wenn sie nicht klüger wird, wird sie auch so keinen bekommen; denn wo Henker soll sich gerade so einer finden, wie sie ihn gemahlt hat? Sie wird sich also an ihrem gemahlten Schätzgen wohl begnügen müssen, und dann wird sie schon sehen, wie es thut. (schlägt ein Schnippen.)

Robert. Und — das glaub' ich nicht. Sobald die Zeichnung, welche sie sich gemacht hat, keinen Widerspruch enthält, so muß auch ein Mann irgendwo seyn, der sie in Natur darstellt.

Schulm. (sich auf einen Stein am Wege setzend) Wie war das? Das war zu hoch gegeben für mich.

Robert. (als er ihm den ganzen Verloben nochmal's von Wort zu Wort vorbeclamirt hat.) Denn — sonst könnte das Mädchen mehr, als unser Herr Gott.



Schulm. (den Kriekstock in die Erde stossend und die Arme in einander schlagend, während das Robert vor ihm steht.) Bey einem von uns beyden rappelts. Sehe mich der Herr einmahl recht an! Wie sollte denn das folgen?

Robert. So folgt — Das Mädchen könnte sich also den vollkommenen Gegenstand ihrer Liebe schaffen, indem es ihn mahlte; Gott aber hätte ihn nicht schaffen können, weil er nicht wirklich existirt. Folglich könnte das Mädchen mehr, als Gott.

Schulm. (mit den Füßen trampelnd, als wenn er das Pedal träte.) Tausendsasa! ist denn mahlen und schaffen einerley? Das Mädchen mahlt ihn ja nur.

Robert. Das Mahlen macht dem Mädchen viel mehr Mühe, als dem lieben Gott das Schaffen. Dieser darf nur gebiethen, so stehts da.

Schulm. (den Kriekstock aus der Erde reisend und mit allem ihm möglichen Ungestüm aufstehend) Daß ist eine Philosophie zum Tollwerden.

Robert. (ihm die Backen klopfend) Nicht doch, lieber Alter, es ist die Philosophie der Liebe. Lieben heißt sein Alles finden; wenn man also lieben soll, in dem muß Alles seyn.

Schulm. Ja, was heißt denn Alles?

Robert. Freylich, lieber Alter, ist der Begriff, Alles, so unendlich verschieden, als die Menschen nendlich verschieden sind. In dessen muß j. dann doch wohl der Begriff dessen, welcher lieben soll, dabey zum Grunde gelegt werden, wenn die Rede davon ist, was er soll lieben können.

Schulm. Meine Philosophie ist diese — Alles ist nie beysammen; nimm vorlieb. 's war ein junger Laffe, der heute predigte; als er aber sprach — wer zu viel sucht, findet Nichts — da dacht' ich, du sprichst ja recht altklug.

Robert. Ich hab' es wohl gehört; darum wollt' ich von ihm wissen, ob er von Pfarren, oder von Mädchen gesprochen hätte.

Schulm. (als ihn Robert das Restchen von Madera austrinken lies) Ist Ew. Excellenz etwa auch von der Art, daß sie sich so ein Ding gemahlt hat?

Robert. (als Excellenz hinter dem Schuttkarren, lachend) Kann seyn, guter Alter. Ich reise schon Jahr und Tag darnach, das Bild, das ich mir gewählt habe, lebendig zu finden.

Schulm. (an einem Seitenfußsteige stehen bleibend) Ach du lieber Gott, so thuts mir leid um Sie.



Robert. (Ihm die Hand reichend) Suchet, so werdet ihr finden.

Schulm. Nur nicht das, was der gnädige Herr dort auf dem Kirchhofe fand. Adieu! ich gehe hier nach meinem Garten ab.

Robert. Nur noch ein Wort, Alter! Wohin war denn der gnädige Herr damals gereiset, als er so melancholisch zurück kam?

Schulm. Das kann ich Ihnen sagen. Nach D. Ich wünsche übrigens, daß das eintriffe, wozu der Kandidat heute Amen sagte, daß das, was Sie suchen, zu Ihnen von selbst komme, wenn Sie es haben sollen.

Der Schulmeister wackelte fort. Robert sah ihm so lange nach, bis er glücklich über den Zaun war. Die Diskrepanz des Alten über seine Lieblingsfrage kummerte ihn nicht weiter; denn er hatte dergleichen öfter gehört. Das Mädchen aber, mit welchem er ihn anonymisch bekannt gemacht hatte, von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ward ihm nun Wunsch aller Wünsche. D., wohin der Edelmann nach des Schulmeisters Aussage gereiset war, lag nach der Himmelsgegend hin, wohin ihn Angelika gewiesen. Er setzte also seinen Weg nach, wie vor, fort und suchte allenthalben, wohin er kam, Nachrichten über den ihm so wichtigen Gegenstand einzuziehen; Niemand

wußte aber auch nur im geringsten etwas vom ganzen Vorgange. Er passirte D. selbst und blieb so unwissend, wie zuvor.

Jenseits D. kam er in eine entzückende Gegend, wo Weinberge und romantische Thäler mit einander abwechselten. Seine Fantasie versetzte ihn in die Zeiten seiner Kindheit zurück; er glaubte einen Weinberg mit eben so einem Häuschen zu sehen, wie seine Altern besessen hatten. Hoch und immer höher schlug ihm das Herz. Er ging auf dem Berg, kam in das Häuschen und fand sehr natürlichgute Menschen darin, die ihm erlaubten, bey ihnen zu übernachten. Müde von der Reise, sah er sich nicht weiter um, sondern warf sich in die Arme des Schlags. Als er aber am Morgen darauf aus dem Häuschen trat, fand er die Prospective so zum Zeichnen schön, daß er dem Wunsche nicht widerstehen konnte, hier einen der schönsten Monathe des Jahres zuzubringen. Er entdeckte diesen Wunsch seinem braven Wirthe, der sich eine Freude daraus machte, ihn erfüllen zu können. Mit wenig zufrieden konnte Robert seyn; außer seiner kleinen Kasse hatte er noch eine Uhr; so war der Accord bald gemacht. Er durchstrich nun die Gegenden ringsumher und nahm bald die Prospective von den Bergen in die Thäler,  
bald



bald die Prospective aus den Thälern nach den Bergen auf.

Einst kam er in ein Thal, das die übrigen alle noch an Schönheit übertraf. Hier stand voran auf einem freyen Plage eine uralte Eiche, die die Beile, wie die Blitze, vieler Jahrhunderte mit einer Art von Ehrfurcht verschont zu haben schienen. Mit ihrem Gipfel durchbohrte sie die Wolken, und mit ihren weitausgebreiteten Zweigen bildete sie einen kleinen Wald. Noch immer wie in vollem Wuchse, hatte sie noch keinen durren Ast, grünte überall und lud jeden, der sie erblickte, in ihre heiligen Schatten ein. Mit frommen Schauern näherte sich ihr Robert, und, als er in ihrem Tempel eintrat, ward ihm, als legte er die irdische Hülle ab und stieg zum Oлимп empor.

„Wie alt bist du? — Was war die Menschheit, als du noch ein Reis warest? — Wen betete man hier an, als du deine Krone setztest? — (fällt ekstatisch nieder und steigt in die Eiche hinauf) Ach Ewiger, ach Weltenvater, hier, unter einem deiner heiligsten Bäume liege ich als dein Verehrer und danke dir, daß ich dich anbetete, im Geiste und in der Wahrheit dich anbetete. In deine Hände — in deine Hände mein Schicksal! — Wie irre ich auf deiner

Erde umher! — Wo werde ich bleibende Stätte finden? — In meinem Herzen schwebt fest das Bild, das ich mir von der entwarf, die ich nur lieben kann, nur lieben soll. Werde ich sie finden, die ihm entspricht? Werde ich sie finden? — Habe ich unrecht daran gethan, daß ich mir das Bild entwarf, so erlösche es in mir — es erlösche bis auf den letzten Zug! — Nein, nein, antwortest du mir durch mein Herz, es bleibe, es bleibe mit allen seinen Zügen in dir! — Nun, so soll es auch bleiben, bleiben — es ist ja nach dem Gedanken an dich aller meiner Gedanken vollkommenster, heiligster und mich heiligendster — und hier, hier unter deinem Baume will ich mir es oft und lebhaft vorstellen, so lebhaft, als wenn ich es wirklich schon sähe.“

Roberts Blicke senkten sich. Er sah eine himmlische weibliche Gestalt auf sich zukommen, sah sie je näher sie kam, desto mehr eilen und zuletzt die Bewegung machen, als wenn sie ihn in die Höhe ziehen wollte. Er sprang auf und — in ihre Arme.

In ihre Arme? — Robert griff zu und griff — Nichts. „Vision! Vision! Wiewäre es auch möglich, daß ich sie hier fände? Doch, auch das Visionsmoment war hold, war Herzstärkung. Mehr dergleichen — mehr dergleichen!“



Jetzt stand er wieder mit vollem Bewußtseyn unter den äußersten Zweigen des majestätischen Baums. Elisum — ach Elisum! rief er aus, als er nun den ersten vollen Überblick des lieblichsten der Thäler hatte. Eine große grüne Wiese mit einem unermesslichen Reichthum von Blumen aller Farben besäet, breitete sich vor ihm aus; — ein wahres Meisterwerk von Stickeren der Natur, allen Stoffen den Preis abgewinnend. Junge Holzungen von Eiern, Espen, Birken und Pappeln umschlossen sie allenthalben. Über den Holzungen ragten viele Berggipfel hervor, die mannigfaltige Figuren bildeten. Auf einigen derselben standen einzelne Häuser; auf dem höchsten lag eine Kirche, unter welcher ein Dorf sich zeigte.

Robert, voll süßen Staunens über allen diesen Thalpomp, konnte seine Augen nicht genug damit sättigen, ging bald auf die Wiese vorwärts, um den ungewöhnlichen Umfang und die Herrlichkeit der Eiche zu betrachten, kehrte bald unter die Eiche zurück, um die Wiese mit ihren Einfassungen zu bewundern. „Ist doch Axiom — über die Natur geht nichts, und alles Andere ist Gaukelspiel dagegen. Hier seyn, hier einsam sich seinen Gefühlen für diese Schönheiten, die kein Pinsel erreicht, über-

lassen — wie viel, wie unendlich viel ist schon! Was müßt's seyn, hier seyn an der Hand des realisirten Ideals, hier in Elisium seyn mit der Elisäischen und mit ihr in diesen Gefühlen sympathisiren!“

Als er so sprach, erblickte er abermahls von fern eine weibliche Gestalt, die in der Gegend, wo der Berg mit der Kirche emporragte, aus den Pappeln auf die Wiese trat. Sie schien sich umzusehen, wie er, und ging nach einigen Minuten wieder in den Pappelbusch. „Abermahls Vision — abermahls Vision! Folge von dem, was ich vorhin sprach, und weiter nichts! Mag doch! Ist es nicht schön, bis dahin, daß ich sie wirklich sehe, sie doch dann und wann auf einige Augenblicke mit Hülfe der Fantasie zu sehen? Dank dir, mitleidige Zauberinn Fantasie, Dank dir, du bist der Wünschenden Erhörerinn, der Sehnsuchtsvollen Lauerinn. Auch dich gab der Allreiche uns Armen zum Troste. Und weil du nirgends so schöpferisch, so bildnerisch für mich bist, nirgends so meine Ideen mit Gestalten überkleidest und veranschaulichst, wie hier: so vergehe, so lange ich in diesen Gefilden lebe, kein Tag, an dem ich nicht das Heiligthum besuche, wovon diese Eiche der Tempel und jene Wiese der Vorhof ist!



Dieß war, wie gesagt, das erste Mahl, das Robert in diesem Thale war. Es lag ziemlich weit von seinem Winzerhause ab. Von nun an aber war er täglich daselbst und nahm den Prospect desselben so wohl mit Eiche, als ohne Eiche, mit größter Sorgfalt auf. Oft spannte er seine Fantasie, so hoch er konnte, und stierte nach dem Pappeln hin, ob ihr Kind nicht aus selbigen nur auf eine Secunde wieder heraustreten wollte; aber es erschien nicht. Einzmahls, als er an gar nichts dachte, sondern von ungefähr von seiner Zeichnung, in die er vertieft war, aufblickte, sah er eine weibliche Gestalt weit näher, als lezthin, vor den Birken stehen. „Solltest du den immer fantasiren, auch dann fantasiren, wenn du nicht fantasirst?“ Kaum hatte er dieß gedacht, so verlor sich die Gestalt wieder in den Birken. „Doch Fantasie! Nur Fantasie! aber — schön! schön! Nur immerzu — immer näher! Bis unter deine Götterlaube endlich mit ihr her, du uralter, du urheiliger, du urteutscher Baum!“

Es traf sich, daß Robert zwey Tage seine Wanderung nach dem Thale aller Thäler aussetzen mußte, weil die Winzerinn ihr einziges Kind an den Masern verlor, und darüber ganz untröstbar war. In melancholischer

Stimmung kam er am dritten Tage wieder unter die geweihte Eiche und — fand ein Buch, das neben einem ihrer Wurzelabsätze lag, dergleichen sie wohl Zehen hatte, und die alle zu bequemen Sizen dienten. Schon glaubte er wieder, es sey Fantasie und bückte sich misstrauisch darnach; als er aber zugriff, griff er — ein wirkliches Buch. Er schlug es auf. Es waren Thomsons Jahreszeiten.

Die ganze Bibliothek der Frau von R. und alle Bibliotheken der Welt, die er jemahls gesehen, hatten nicht so starke Sensation auf ihn gemacht, als dieß einzelne Buch. „Thomson, Thomson, wie kommst du hieher? Thomson, wer verlor dich hier, oder wer ließ dich hier liegen?“ Er blätterte das Buch überall durch, fand die schönsten Stellen unterstrichen, und bey einigen sogar Noten, die noch Gefühlvoller waren, als der Text. „Ey du herrlicher Mensch, wer du auch seyst, wie hoch stehst du unter den Wesen von hoher Empfindung! Zu welchem Geschlecht magst du gehören? deine Hand ist männlich. Männlich? Schade — schade!

(als er das leere Blat vor dem Titelblate bestet) „Nein — nicht männlich — nicht männlich! Elise, steht da geschrieben — Elise!“

Geschwind nahm Robert seyn Bleystift



und schrieb vor Elise die Worte — Robert  
und

Nun, ihr Roberte unter den Lesern allzumahl, was würdet ihr thun in dieser Lage, und was glaubt ihr, daß der Robert aller Roberte that? Ihr würdet das Buch in euren Busen stecken und damit hinter das nächste Gebüsch eilen und da lauern, bis seine Besizerinn käme und es suchte, und wenn die Nacht eher käme, als sie, so würdet ihr, sobald der Tag wieder graute, hinter demselben Gebüsch wieder lauern, und das vom Morgen bis zum Abend so fort ein Tag und zehn Tage und zwanzig Tage, bis sie käme und es suchte — nicht wahr? Robert wollte gerade eben so thun; denn daß das Buch ein wirkliches Buch sey, fühlte und sah er, und daß es hieher nicht gehagelt sey, dachte er und mußte er denken. Daß die Figur, nach der er einst unter der Eiche gegriffen, ein Fantom gewesen sey, ließ er gelten; die Figur aber, welche er hernach vor dem Pappelbusche gesehen, ward ihm nun schon zweydeutig, und die Figur, die er zuletzt bey den Birken erblickte, schien ihm keine andere, als die zu seyn, der Thomsons Jahreszeiten gehörten. Schon sah er sich nach den nächsten Strauche

um, hinter welchem er Elisen erlauschen wollte, als es — zu donnern anfing.

Er ging auf die freye Wiese hin und sah ein schweres Gewitter, das mit vollem Winde über das Thal dahersegelte. Unter dem undurchdringlichen Eichendache wäre er wohl vor Regen und Hagel sicher gewesen, aber nicht vor Blitz. Es war nöthig, daß er die erste menschliche Wohnung zu erreichen suchte, und so — legte er das Buch auf dieselbe Stelle wieder hin, wo er es gefunden hatte. Käme, dachte er, die Besizerinn eher, als er, unter die Eiche, so fände sie es, und käme er eher, als sie, so fände er es wieder, weil Niemand weiter in das Thal zu kommen pflegte, als bis die Wiese gemähet ward.

Das Gewitter kam so schnell, daß Robert kaum unter Dach und Fach kommen konnte, und ward so heftig, daß die Familie, bey welcher er einkehrte, in Verzweiflung gerieth. Die Kinder krochen unter die Bettgestelle; die Ältern sangen. Es schlug ein, ohne zu zünden. Die Ältern warfen die Gesangbücher weg; die Kinder krochen unter den Betten hervor. Robert trat vor den Tisch und predigte. Er predigte Hingabe an Gott und Schönheit des Todes im Blitz. Die Familie beruhigte sich durch seine Predigt.



„Die meschante alte Eiche dort, sing ein hundertjähriger Greis, das eisgraue Familienhaupt, an, warum sie sie nur nicht weghauen!“

Robert. Ach — bitte, bitte, ehrwürdiger Sterblicher — das wäre ja ein unerseßlicher Verlust für Gottes schöne Erde.

„Ja, ich weiß wohl, was du sagen willst, guter junger Mann. Du kannst glauben, daß ich als Knabe schon mit Ehrfurcht unter dem Baume betete; denn mein Großvater führte mich dahin, und betete da mit mir. Er sagte dazu, daß sein Großvater es mit ihm ebenso gemacht, und daß selbiger von seinem Großvater erzählt habe, daß dieser es ebenso mit ihm gemacht hätte, darum weil sein Großvater es mit ihm so gemacht habe. Aber — wir Menschen, die wir hier wohnen, sind doch mehr, wie der durch sein Alter heilige Baum, der dort steht, und gegen den ich nur ein Kind bin. Er zieht uns alle Gewitter über den Kopf nach sich hin.“

Robert. Sollte das seyn, guter Greis?

„Ja, das lasse ich mir nicht ausreden. Es war einmahl ein Scheerenschleifer unter einem schweren Gewitter bey uns, der erzählte von so einer ungeheuren alten Eiche in Böhmen dasselbe. Die hatte auch so frey in einem

Thale gestanden und alle Gewitter nach sich gezogen. Sobald sie umgehauen war, hatte die ganze Gegend Ruhe."

Jetzt entstand ein schrecklicher Sturm. Gausen und Brausen erfüllte die Atmosphäre; alle Scheiben in den Fenstern erklangen; das ganze Häuschen bebte. Ein zweytes Gewitter folgte und nahm denselben Zug. Eine Feuer-  
schlange fuhr aus den Wolken in die Gegend herab, wo die Eiche stand, und ein fürchterlicher Donnerschlag folgte ihr urplötzlich nach. „Jetzt, rief freudig der Alte aus, hat uns Gott vielleicht von ihr befreyet. Wenn sie auch nur zerschmettert ist! Dann werden sie sie wohl umhauen.“ Wird ja nicht seyn, erwiderte Robert und wendete alle seine Beredsamkeit an, ihn mit den heiligen Naturdenkmahl grauer Vorzeit auszusöhnen, aber der Greis blieb unversöhnlich.

Der Himmel drohete späterhin zur Nacht mit mehreren Gewittern. Sobald das zweyte über war, benutzte Robert die Pause und eilte zu seiner trostlosen Winzerinn zurück. Die Besorgniß seinetwegen hatte sich in ihren Schmerz über den Verlust des Kindes gemischt; sein Wiederanblick gewährte ihr daher seit drey Tagen die erste freudige Empfindung wieder. Die Nacht war gewitterreich und ward schlaf-



los hingebraucht. Robert, statt sich, wie die übrigen, am Morgen in die Arme der Ruhe zu werfen, eilte in sein liebes Thal, um zu sehen, was für ein Schicksal die Eiche gehabt, und dann den Laurer auf Elisen zu machen.

Die Eiche stand noch in ihrem ganzen ehrwürdigen Schmucke da; hohe Freude darüber ergriff ihn. Auch lag das Buch noch da. „Nun, dachte er, nun soll sie dir nicht entgehen, wenn sie kommt, das Buch zu hohlen.“ Ein durch den gefallenem häufigen Regen angeschwollener Bach aber verhinderte ihn, geradezu zu gehen; er mußte zurück und den Umweg über die Wiese machen. Für freudiger Erwartung schon zitternd durchstrich er den Espenhauicht. So, wie er ins Freye auf die Wiese trat, war sein erster Blick nach der Eiche hin.

Da sah er so eben einen Mann, der sich nach dem Buche bückte, es aufnahm, genau besah und damit fortging. Er pischte, er rief, er pff, er schrie; alles umsonst. Der Mann ging seinen Weg fort und verlor sich in den nächsten Ellern.

Weg waren alle Hoffnungen Roberts. „O wäre ich durch den Bach gewatet, und hätt' ich bis an den Hals waten sollen! So wüßte ich doch nun, wer Elise wäre. Der Mann

hätte mir's sagen können; denn gewiß hat sie ihn nach dem Buche geschickt."

Je näher er an die Eiche kam, desto mehr fixirten sich alle seine Gedanken, wie alle seine Blicke, wieder auf sie. Er fand sie ganz unverfehrt und so wunderschön, wie er sie verlassen hatte, ja, sie schien ihm noch schöner nach dem Gewitter, als vor dem Gewitter. Sogleich ging er nach der Stätte hin, auf die er das Buch gelegt. Das Buch war weg. Nahe dabey aber, wo es gelegen, erblickte er ein Loch, das tief in die Erde ging. Auch lag viel Eichenborke dabey herum. Er sah nach dem Stamme hin und sah eine Rinne. Er verfolgte die Rinne mit seinen Blicken in die Höhe und sah sie, so weit er nur sehen konnte, wie sie von oben herab sich unter allerley Schlänglungen zog. „Ach, der Alte von Hundert hat wohl Recht gehabt! Das ist ein Blißstrahl, der hier herunter gelaufen ist. Das ist die Feuerschlange gewesen, die wir fallen sahen. Herrlich, o herrlich, daß sie dir weiter nichts zufügte, als diese langedauernde Rinne in der Borke! Aber — gerade da, wo ich mein Plätzchen schon suchen wollte, wenn ich das Gewitter hier abwartete, fuhr der Bliß herab, und — so hätte der Ableiter auf mich geleitet. Wohl mir, daß



ich flüchtete! Ihr heiligen Bäume aus der Vorwelt, so ein sicheres Obdach ihr gebet gegen Sonnenschein und Regen, so gefährlich sind eure Decken, wenn die Cherubim mit ihren hauernden Schwertern von Himmel herunter fahren. Doch, dazu hat der Mensch Vernunft, daß er alsdann nicht unter euch weile.“

Robert kam jetzt auf den Einfall, die Eiche in dieser Hinsicht genauer zu untersuchen, und da fand er zu seinem Erstaunen mehr, als zwanzig solcher Blizrinnen an ihr, von welchen einige noch ganz sichtbar, die übrigen aber bald mehr, bald weniger wieder zugewachsen waren. „Nun, so mag jener Alte wohl Recht haben, daß du als der höchste Baum hier weit und breit der Anleiter bist. Und so wird dich einst, wenn dein Gipfel stirbt und du von oben herunter morsch wirst und Erde in dir sammlest, auch gewiß das Schicksal treffen, das er dir gestern schon anwünschte. Alles stirbt und vergeht; auch dich, tausendjährige Eiche, erwartet Tod und Vergang. Nur der, der dich und mich schuf, stirbt nicht, vergeht nicht. Ihm sey Ehre in Ewigkeit!“

Dieser Gedanke gab Robert so viel Schwung, daß er seine Schreibtafel herauszog und Dichter ward. Er machte ein Gedicht

an Elisen, worin er sie einlud, unter die Eiche zu kommen, und ihm zu sagen, ob sie es wäre. Als er damit fertig war, heftete er es mit einer starken Nadel an die Eiche und ging nach Hause.

Tags darauf kam er wieder, fand sein Gedicht, wie er es angeheftet hatte, schlug an die Stelle der Nadel einen Nagel, verfertigte ein anderes Gedicht — die, welche ich suche — und nagelte es auch an die Eiche.

Wieder Tags darauf kam er wieder, fand die beyden Gedichte, wie er sie angenagelt hatte, verfertigte das dritte — die ich zeichnete, muß auch existiren — und nagelte es ebenfalls an.

So fuhr er acht Tage lang fort, unter der Eiche zu dichten und die Gedichte an die Eiche zu nageln, und, so oft er unter sie zurückkehrte, fand er alle seine angenagelten Gedichte wieder. Endlich gab er seine Hoffnung auf, schrieb — Abschied an meine Allertrauteste, die ich nicht kenne — nagelte zu guter Letzt auch das Gedicht an die Eiche und entschloß sich, eine Gegend, die erst volle Ruhe ihm versprochen und hernach auch um das letzte Restchen Ruhe in sogar gebracht hatte, schleunig zu verlassen. „Baum der Vorwelt, Baum der Vorwelt, als ich zum er-



sten Mahle in deinem Gotteshause war, stand sie doch als Phantom vor mir; morgen nehme ich von dir Abschied — o möchte ich das Phantom wenigstens unter dir noch einmahl sehen! Und dann — und dann — — was und wie Gott will!“

Der Winger mußte Tags darauf ihm die Rechnung machen, weil er weiter wollte. Die Rechnung betrug einige Thaler mehr, als er noch in seiner Casse hatte. Robert gab ihm zur Bezahlung seine Uhr, die der biederherzige Weinbergsmann mit den Worten zurückgab — „Nicht also! Ich verlange gar nichts, und wenn sie den ganzen Sommer bey uns bleiben.“ Robert hörte nicht darauf, ließ die Uhr auf dem Tische liegen und ging nach dem Thale, um es zu segnen und von der Eiche Abschied zu nehmen.

Am Eingange ins Thal begegnete ihm zum ersten Mahle ein Mensch. Er stuzte. Es war ein Hirt, der die Wiese darauf besehen hatte; daß sie gemähet werden sollte. Der Hirt lächelte ihn nach Hirtenart freundlich an.

Als Robert unter die Eiche kam, waren alle seine angenagelten Gedichte weg. Bloß sämtliche Nägel fand er noch. „Ey du loser Schalk, lachtest du darum so, als du mir be-

gegnetest? Und wie wußtest du denn, daß ich es wäre, dem du sie geraubt hättest?" Er sah die Herrlichkeit der Wiese und die Majestät ihrer Einfassungen mit Büschen und Bergen noch einmahl recht traulich an, setzte sich dann und dichtete noch einmahl, und zwar — an Elisen aus jener Welt her. Seine Empfindungen erstiegen die höchste Höhe; seine Fantasie ward Herrinn, Alleinherrinn, unumschränkte Herrinn über ihn. „Robert! Robert!“ hörte er hinter sich rufen. „Ja Robert, Robert; ruf du nur. Robert ist ein armer Robert.“

„Robert — Robert!“ rief es fort.

„Ach was Robert? Was Robert? — Adieu, spricht Robert an Robert. Es ist um Robert geschehen. Elise — ach Elise!“

„Robert — mein lieber Robert — hier ist Elise.“

Die Stimme war ihm zu nahe. Das Ohr widerlegte seine Meinung, daß es Fantasie wäre, was er hörte. Er drehete sich um, sah dieselbe himmlische weibliche Gestalt wieder vor sich, die er, als er zum ersten Mahle hier war, gesehen, sprang auf und — in ihre Arme.

In ihre Arme? — Robert grif zu und grif — Elisen.

„Wision!



„Vision! Vision! und nichts weiter wieder, als Vision! Aber — gar unendlich täuschende Vision! Vision, als wenn's wäre, als wenn's wahr wäre, als wenn's so wahr wäre, wie es nur wahr seyn müßte! Eiche — bey dir! — Robert — bey mir! Gott, der Eiche Schöpfer und Roberts Schöpfer — bey uns! — bey allem, bey allem, was ist und nicht ist, was noch werden kann und nicht werden kann — Vision wie wirkliche Wirklichkeit, wie allerwirklichste Wirklichkeit!“

Dahin war Robert. Weg war seine Fantasie — weg seine Vernunft — weg sein Bewußtseyn. Adieu, sprach Robert an Robert.

Leser, wo ist Robert nun?

Antwort — In Elisens Armen, die mit ihm auf demselben Eichenstammabsaße saß, neben welchem Thomsons Jahreszeiten gelegen hatten.

„Wirklichkeit? Wirklichkeit?“ waren seine ersten Worte, als er wieder zu sich kam, und dabey saßte er allenthalben umher, um sich zu überzeugen.

„Ja Wirklichkeit, Wirklichkeit, allerliebster Schwärmer“ — versetzte das holde Mädchen und strich ihm die Backen.

Samtner noch, als Angelika, der Räuber, im Walde ihn strich, fühlte sich jetzt Ro-

bert gestrichen. Er sah und sah in ein Paar blaue Augen, in welchen sich der Himmel der Liebe und der Himmel der Vernunft zugleich spiegelten. Er sah und sah hinein und konnte sich nicht satt sehen. Auf ein Geräusch, das ein aufstiegender Fasan machte, drehete sich das blauäugige Mädchen und er erblickte ihr Profil. Noch ein Fasan flog auf der andern Seite auf; er drehete sich auch und sie sah auch sein Profil.

„Das ist sie!“ — „Das ist er!“ — sprachen Robert und Elise zugleich.

Eine heilige Stille der Liebe trat ein und ward gefehert ringsum von der ganzen Natur. Kein Vogelton — kein Blättergeräusch — keine Luftbewegung! Hand in Hand, Auge in Auge, Seele in Seele durchdachten, durchsahen, durchdrückten sie einander. Unausprechliche Minuten für ihn und für sie!

Robert stand auf. Elise desgleichen. Wie abgeredet, trat jeder um einige Schritte vom Andern zurück und betrachtete seligerstaunt die vor ihm stehende Menschengestalt.

Da stand vor Robert ein Mädchen, fast von seiner Größe, mit dem ebenmäßigsten Gliederbau, mit dem sprechendsten Gesicht, mit dem feinsten Teint, mit dem sanftesten Kolerit und mit einem Kustrage von Fleisch,



weder zu viel noch zu wenig. Blond war ihr Haar, frey ihre Stirn, seligmachend ihr Blick. Der Mund kündigte holden Wiß, die Nase hohe Empfindung, das Auge Alleinliebe, Denkkraftfülle, Hang zu sanfter Schwermuth und himmelreine Unschuld an. Einfach und natürlich, aber doch mit Geschmack gekleidet, gleichnatürlich, aber doch edel in allen ihren Bewegungen, versprach sie ganzen Sinn für die Natur. Eine einzige Rose, die im vollen Aufbruche war, ihr darstellendstes Bild, schmückte den Busen, der bey jedem Athemzuge das florne Tuch erhob. Ihr ganzer Kopfsuß war ein leichter Huth, der weder zu gerade noch zu schief, saß. Ohne alle Prätension, ohne allen bemerklichen Ausdruck von Eigenliebe, mit der Mine des bescheidenen Zuorkommens sogar, wars, als ob sie, wenn man sie ansah, spräche — Dennoch weiß ich, wer ich bin.

Wie abgeredet abermahls, als sie so einander einige Minuten lang betrachtet hatten, trat jeder dem Andern wieder näher und reichte ihm die Hand.

Elise. Seliges Zusammenfinden!

Robert. Ach seliges und drey-mahl seliges! — Elise, wer sind Sie?

Elise. Nicht Sie — sprich du, mein liebes Ideal in Natur!

Robert. (mit hohem Muth) Das wär' ich?

Elise. (herzlich unbefangen) Ja, das bist du.

Robert. Und du das Meinige!

Elise. Du verlangst aber viel? Doch ich auch. Meines ganzen Lebens liebstes Wort also, was du jetzt sprachst! — Laß dich nicht wundern, daß ich so bekannt mit dir thue; ich habe deine Gedichte gelesen und glaube dich ganz zu kennen.

Robert. Ach bist du's, der sie abnahm? Ich hatte den Hirten in Verdacht, der mir entgegen kam.

Elise. Ja, heute früh, nach der Reihe, so, wie ich sie gelesen. Ein unschätzbare Fund für mich!

Robert. (frohlockend) O nun wohl mir! Für dich schlug ich sie an. Für dich gab ich sie heraus. Aber Herrliche, sag mir, wer bist du?

Elise. Du hast's ja schon gesagt — dein Ideal ist Natur. Und du bist das Meinige. Mehr von einander zu wissen bedarf es für uns nicht.

Robert. (niebergeschlagen) Mehr — nicht? (treuherzig) Elise, du liebst doch noch nicht?

Elise. Soll ich dich denn nicht lieben?

Robert. (die Hand an ihr Herz legend)



Ach so? Ja so! so! — (Ihre Hand an sein Herz legend) Ewig schlägt's auch hier nur für dich.

Elise. Da hast du Lohn dafür. (gibt ihm den ersten Kuß.)

Robert. (begeistert) Elise, ach Elise, erzähle mir von dir! Wo wohnst du? Wo finde ich dich?

Elise. Hier unter dieser königlichen Eiche von nun an an jedem schönen Tage, wenn du willst. Und kommen die Mäher auf die Wiese und stören uns — die Leute haben für so etwas keinen Sinn, und es ist auch nichts, wenn wir nicht allein sind — so habe ich noch ein anderes eben so liebes Plätzchen unter den Pappeln dort. Auch so eine Königin unter den Silberpappeln, wie diese Eiche unter den Eichen, steht da — —

Robert. Ein Silberpappel? Ach eine Silberpappel — was du sagst!

Elise. Fällt dir etwas ein dabey? Mir auch. Erinnere mich aber einst nicht daran, wenn wir unter ihr sitzen.

Robert. Ach Elise — mein Ideal; du mußt trauer gegen mich seyn —

Elise. Bin ich noch nicht traut genug? Wer von uns beyden hat nun auf immer dem Andern den ersten Kuß gegeben? Robert, du bist unter uns beyden die männliche Seele;

du suchtest, um zu finden, und konntest mit Anstand suchen. Für mich schickte sichs Suchen nicht. Ich hatte aber beschlossen, keinen Andern zu lieben, als — der es wäre. Dennoch kam ich dir hier auf eine seltsame Wiese entgegen. Du hast mich gesucht und nicht gesucht. Genug, wir haben uns gefunden. Es sollte so seyn. Nun laß uns die Seligkeit genießen, welche wir beyde suchten und — fanden!

Robert. Das wollen wir! Das wollen wir! Aber — ich habe dich wohl gesucht — recht gesucht — unter den sonderbarsten Schicksalen gesucht.

Elise. Desto besser! Ich hätte dich auch so gesucht, wenn mein Geschlecht suchen dürfte. Abstrahire aber mit mir aus unsern Zusammenfinden, daß das, was wir suchen, wenn wir es haben sollen, am Ende uns von selbst entgegen komme.

Robert. Höre, das ist mir lesthin gepredigt worden, und es wollte mir nicht in den Kopf.

Elise. Der Prediger hätte getrost Amen dazu sagen können. Du siehst nun, daß es Wahrheit ist.

Robert. Das that er auch, und das Amen fiel mir wie ein Centner Eisen aufs Herz.



Elise. Manchmal kam ich schon selbst auf dem Verdacht gegen mich, daß ich mein Ideal von Mann überzeichnet hätte.

Robert. Ich auch, ich auch.

Elise. Aber nun — Dank unserer Treue gegen unser Ideal!

Robert. Dank — Dank — ewig Dank!

Elise. Ich wanke schon lange in diesem Thale und in seinem Umfassungen von Wald herum. Immer einsam seither, und ohne, außer der Heu- und Grummetzeit, hier einen Menschen zu sehen. Ich konnt's daher gar nicht begreifen, wie ein Naturgenießer hieher sich verlore, als ich dich zum ersten Mahle unter dieser Eiche erblickte. Dort vor den Papeln sah ich dich.

Robert. Also — doch warst du's? Ich hielt's für Zauber; denn du warst kurz vorher hier dicht neben mir auch, und ich sprang dir in die Arme, griff und griff — Nichts. Ich hatte eben hier gebetet und dir, liebes Ideal, von neuem Treue geschworen.

Elise. Also — du betest auch gern?

Robert. O Elise! was könnte ein vernünftiges Wesen seligeres thun?

Elise. Du ganz mein Ideal mit allen seinen Strichen! — Hernach sah ich dich täglich hier und du vertriebst mich von der Eiche,

die mich sonst so schauerlich traut unter ihre heiligen Schatten nahm.

Robert. Warum vertrieb ich dich?

Elise. Wußte ich denn, wer du wärest?

Robert. Das wußtest du freylich nicht. Hernach sah' ich dich einmahl wieder vor den Birken da. Warst du es nicht?

Elise. Ja, die Neugier trieb mich dir näher. Daß du kein gewöhnlicher Mann wärest, mußte ich nun denken; auch wollt' ich sehen, was du hier machtest.

Robert. Ich zeichnete. Dank meinem Geschick, daß der Trieb hierzu von Zeit zu Zeit immer wieder in mir rege ward, und daß er besonders in diesen Gestirnen so allgewaltig in mir wieder erwachte. Ohne ihn hätt' ich dich nie gefunden.

Elise. Dann fehltest du einmahl ein Paar Tage hier, und so kehrte ich am zweyten zur heiligen Eiche zurück. Da vergaß ich meinem Thomson hier — —

Robert. Hast du ihn wieder?

Elise. Ja. Das war ein glückliches Vergeffen nun.

Robert. Ja wohl, ja wohl! Das legte den Grund dazu, daß wir uns fanden. Aber fürchterliche Stürme von Empfindungen haben mich seitdem erschütteret.



Elise. Auch mich. Unnennbar war der Eindruck, den deine Worte mit Bleystift — Robert und — auf mich machten. An demselben Tage noch würde ich gleich ohne alles Weitere zu dir hieher gekommen seyn, oder hier auf dich gewartet haben; aber die Folgen einer gehabten Erkältung hielten mich bis heute zu Hause. Eine wahre Ewigkeit von Zeit! Heute nun war der Morgen so schön; da machte ich mich auf. Wie überraschten mich deine lieben Gedichte! Von weitem schon erblickte ich die Papiere und verdoppelte meine Schritte. Ich eignete sie mir zu, weil du auf dem letzten Abschied von mir nahmst. Ach Robert, wie sank da alle meine Hoffnung durch dein Abschiedslied! Recht jämmerlich traurig ward ich dadurch.

Robert. (sich an sie schmiegend) Ach theure Seele, vergib es dem Kränker; er wußte ja weder aus noch ein mehr in der Welt.

Elise. O nun ist alles gut — nun, da ich dich habe. Vielleicht dacht' ich, kommt er in den Nachmittagsstunden noch einmahl wieder; und kommt er nicht, so setze ich mich an die Stätte hin, wo er immer saß, und dann soll mir durch den Gedanken an ihn die Eiche noch heiliger seyn, als sonst. Wie freuete ich mich, ach wie freuete ich mich, als ich dich

erblickte! Leise schlich ich heran, um dir, holder Schwärmer, die Überraschung so vollkommen zu machen, als möglich. Als du da meinen Ruf für Wirkung deiner Fantasie erklärtest — ha, wie ward mir! Und wie du dich wendetest, daß ich dein Gesicht erblickte, und dann auffsprangst, daß ich deine ganze Gestalt sah — o Robert, Robert, was für ein Mann bist du!

Robert. (der sie fest vor sich hin hält) Laß mich lieber sagen — was für ein Mädchen bist du! Siehst du, so ist's doch wahr, was ich behauptete; daß das, was ich zeichnen könnte, auch existiren müsse. Alt und jung haben mir immer widersprochen; aber ich beharrte dabey.

Elise. Nichts gewisseres, als dieß! Sonst wäre ja die Natur ohnmächtiger, als wir.

Robert. (hoch erfreut) Nicht wahr? Nicht wahr? Und das kann das Volk, die Menschen, nicht begreifen, und ist doch so allerbegreiflichst.

Elise. Daß du, meine Zeichnung existirtest, glaubte ich zuverlässig; nur ward mir bange, dich zu finden, weil mein Geschlecht nicht suchen darf.

Robert. Ich möchte aber auch wissen — warum nicht?



Elise. Das kannst du dir ja selbst erklären. Denkt den der gemeine Menschentrost bey der Liebe und bey dem Umgange beyder Geschlechter an etwas Anders, als an — das Thierische dabey? In was für einer Gestalt stellte sich so nach ein reines Mädchen hin, wenn es seinen Gegenstand suchte!

Robert. Höre, Elise, wär' ich ein Mädchen, darüber hätte ich mich weggesetzt.

Elise. Das denkst du so. Wenn du eins wärest, so würdest du auch von gewissen Verhältnissen abhängen, die es dir widerriethen.

Robert. Hast Recht; auch mit dem, was du vorher sprachst, Recht. Abscheulich wird noch auf Erden die Liebe betrieben; sie, die uns jetzt schon zu künftiger Verklärung vorbereiten sollte. Unendlich wenige sind es, die rein lieben und nicht im Letzten das Erste suchen.

Elise. Daher dann auch unter allen Vergänglichkeiten die der Liebe die größte. O wehe den Thoren, daß sie sich auf ihr Glück nicht besser verstehen! Nur, wer rein liebt, liebt ewig.

Robert. Vermenschlicht muß das Thierische der Liebe werden; oder —

Elise. Ja, zurück gebracht bloß auf sei-

nen Zweck, den die Vernunft in hohen Ehren hält, über dessen Erreichungsmittel sie aber doch vor sich selbst irröthet.

Robert. (Indem sich beyde franko und frey in die Augen sehen) Elise, was wir Alles sprechen — zum ersten Mahle gleich sprechen!

Elise. O das ist sehr gut; das ist der Hauptpunct, und über ihn muß gleich gesprochen werden. Mode ist's freylich nicht; es ist aber auch nicht Mode, nach Idealen zu lieben. Wir gehen ab von den Moden bey der Liebe. Erst falsche Schamhaftigkeit und dann wahre Unverschämtheit — dieß ist der gewöhnliche Gang bey der höchsten Angelegenheit der Menschheit. Weg mit ihm; er führt durch ein kurzes Eden in die lange Wüste Zarah.

Robert. (nun so vergnügt, wie er in seinem Leben nicht gewesen) Ach Elise, du Goldmädchen! Daß du so denkst, wie schön! Daß du so mit mir darüber sprechen kannst, wie noch schöner!

Elise. Den Keinen ist alles rein. Daß ich aber so denke, war ich dir schuldig zu sagen. Du denkst so; das hab ich an der Eiche gelesen. Von mir wußtest du's noch nicht; nun aber weißt du's. Ich lebe und webe, wie du, in den Freuden der Natur und in den



Freuden der höhern Liebe — da hast du mein Glaubensbekenntniß.

Robert. (ber sie an sein Herz drückt) Ach — wohl — wohl deinem Robert.

Elise. Ja, nun ich bin dein und du bist mein. Die Cherubin haben unsere Liebe eher versiegelt, als wir. Da sieh — (gibt ihm das Exemplar von Thomsons Jahrszeiten.)

Robert. (zurückfahrend) Was ist das? Da ist ja angefangt. Ach das ist der Bliß gewesen. Sieh dort — was da vorgegangen ist; da hatt' ichs hingelegt.

Elise. Der, der mir das Buch hoblen mußte, sagte mirs gleich, ehe ichs noch sah. Es vergeht kein Jahr, ohne daß Blize in diesen Baum fahren, und er grünt nur immer noch schöner darnach. Aber — denk' einmal, Feuer vom Himmel fiel und ließ das Buch unzerstört, worin Robert und Elise geschrieben standen; sieh, so wird nichts unsere Liebe zerstören, es sey auch, was es sey.

Robert. Nichts! Auch die Allmacht nicht! noch weniger der Tod!

Elise. Dieses Buch wollen wir hier immer einer dem andern wiederbringen. Heute nimm du's mit; morgen gibst du mir es wieder. Und nun — muß ich fort; morgen erwarten wir hier einander wieder. Bleib nicht

so lange! Selig sind die, die sich so fanden, wie wir! (umarmt ihn herzlich) Du lieber Robert — du! Hier bleib stehen!

Robert. (dem nicht anders wtrb, als wenn sich Leib und Seele bey ihm trennten.) Ach — so thut wohl Sterben! Elise, wie kannst du so handeln? Nicht einmahl begleiten dich?

Elise. Nein! Hier steh und steh mir nach, so lange du kannst. Du mußt dir auch etwas versagen können; oder — kannst du das nicht?

Robert. (ber den ganzen Sinn dieser Worte fñhlt) Ja doch, ja; aber so wirst du machen, daß ich hernach Alles wieder für Vision halte.

Elise. Dawider ist Thomson gut, den du mitnimmst. — Auf Wiedersehen!

Fort ging Elise — fort in die nächsten Ellern. Robert sah ihr unbeweglich nach. Zuweilen erblickte er sie noch zum Theil; bald sah er sie vor Ellern nicht mehr. Es schien ihm, daß sie nicht querdurch gehe; so gleiteten seine Blicke nach den Birken hin. Nach einer Weile trat sie da heraus und ging gleich wieder zurück. Er wendete seine Augen von den Birken nach den Pappeln. Es währte nicht lange, so trat sie auch da wieder heraus und war gleich wieder weg. Von da an sah er sie nicht mehr. „Ha, du wohnst hinter den



Pappeln, ja, ja, hinter der großen Silberpappel, dort in dem Dorfe am hohen Berge wo der große weiße Thurm steht. Schon gut — schon gut! Habe ich euch darum immer so lieb gehabt, ihr Silberspiel treibenden Bäume? — So hängt in meinem Leben Alles zusammen — so?“

Robert brachte noch eine halbe Viertelstunde in hoher Andacht unter der Eiche zu und ging in dem sonderbarsten Seelenzustande zum Winzer zurück, dem er nun erklärte, daß er sein Anerbieten, noch länger bey ihm zu bleiben, annehme. Er mußte seine Uhr wieder einstecken. Elise blieb seine einzige Idee. Der Abend war mild; er setzte sich vors Häuschen und blätterte in ihrem Thomson, worin er folgenden Aufsatz von ihr fand.

„Was ist das, daß zwey Geschlechter sind? — Das ist ein Mister, das nur seyn Stifter völlig enthüllen kann. Wollt' ich auch annehmen, daß vielleicht die beseelende Kraft und die entwickelnde Kraft so äußerst verschieden wären, daß sie in einer und derselben Maschine nicht zugleich seyn konnten: so wäre das doch nur eine Hypothese, der ich nicht tiefer auf den Grund sehen kann; und überhaupt kann ich auch das, was ich mit diesen verschiedenen Kräften eigentlich sagen woll-

te, nicht einmahl recht zur Deutlichkeit in mir bringen. Ja, könnte ich auch dieß, und wäre die ganze Hypothese richtig, so wäre das Mister doch nur erst halb enthüllt, nämlich von der Seite, warum zwey Geschlechter schlechterdings dazu gehörten, ihresgleichen zu hinterlassen. Aber — warum sind auch zwey Geschlechter für sich selbst nöthig? Warum wird das Eine nur erst vollkommen glücklich an der Seite des Andern? Wollte man sagen, daß dieß nur eine Nebenanstalt sey, die aber unumgänglich erfordert worden sey, die Hauptanstalt zu befördern: so lasse ich dieß wohl von Thieren gelten, aber nicht von Menschen. Von diesem es behaupten, hiesse — den Menschen zum blossen Thiere herabwürdigen.“

„Wenn ich sage, die zwey Geschlechter sind für sich selbst nöthig, so meine ich das so — Jedes genießt an der Hand des Andern erst sein Herz ganz, die Natur ganz, das Leben ganz — Alles erst ganz. Was ist das? Der blosser stärkere Trieb des Menschen zur Geselligkeit und zur Freundschaft löset das Mister nicht auf; denn daraus würde nur folgen, daß zur vollkommenen Glückseligkeit zwey Menschen, aber nicht gerade zwey Menschen von zwey Geschlechtern gehörten. Das Letztere ist aber durchaus wahr. Ich urtheile nach



nach meiner eigenen Erfahrung, und wornach sollte ich sonst urtheilen müssen? Ich habe ja mehr als eine Freundin gehabt, und wir hatten uns innigst und unaussprechlich lieb; aber — so oft ich alle meine Gefühle ihnen mittheilen, in sie ausgießen wollte, blieben immer ein Theil davon im Herzen zurück, die sich schlechterdings ihnen nicht mittheilen, in sie nicht ausgießen ließen, und doch sagte mir ein dunkles Bewußtseyn, daß dieß gerade die süßesten, die herzlichsten und diejenigen wären, deren Mittheilung und Ausgießung mich am meisten beseligen und mein ganzes Existenzgefühl erweitern würde. Mit der Natur ging mir's eben so, wie mit meinem Herzen. Wenn ich mit Sophien unter der königlichen Pappe saß, so war mir zwar hochwohlgemüthlich; aber es fehlte mir doch etwas. Dachte ich dann, daß an ihrer Stelle mein Ideal von Mann da säße, so schien alsbald das fehlende Etwas da zu seyn. Und so theilte ich auch gern jede große und kleine Lebensfreude mit meinen Freundinnen; wenn ich mir aber vorstellte, als theilte ich sie mit einem Freunde — o so bekam die Theilung gleich noch dreymahl höheren Reiz. Kurz, es ist ausgemacht, vollkommen glücklich werde ich nicht durch die, die es ist, sondern — durch den der es ist.“

„Lieben muß ich — lieben. Lieben allein heißt selig seyn. Freylich, lieben nur den, der es ist. — Werde ich ihn finden? — O Elise, der, der das Bild von ihm in dir hinstellte, wird es einst auch neben dich stellen. Bleib treu, bleib treu diesem Bilde, und wenn du auch in den Augen der Welt und deines Vaters dadurch verlorest, ja darüber selbst zur Märtyrerinn werden müßtest. Erhaben ist der Beruf zum Märtyrertum der Liebe!“

„Find’ ich ihn dann, ihn, der es ist, und war’s auch erst nach Sehnsucht und nach Leiden: so will ich ihn mit einer Fülle lieben, für die alle Sprachen der Erde keine beschreibende Phrasen haben. Erst wollen wir vollenden und fest gründen die Einigung der Seelen. Nach Geisterart — abgerechnet Augendruck, Händedruck, Lippendruck — wollen wir beyfammen seyn, empfinden, denken und das große Project, das Thierische der Liebe betreffend, fromm verabreden. Ich kann davon reden und reden hören, ohne meiner Menschheit zu vergessen; der, der es ist, kann beydes auch. Ists dann verabredet; haben wir Festhalten an der Abrede einander versichert: so geschehe, wogegen die Liebe ihre höheren Freuden vertauscht werden zu sehen sich schämt. Es geschehe nur zum großen Naturzweck, und



— Heil uns alsdann, wenn wir so auf die menschlichste Weise Altern werden! Wie werden wir sitzen einst unter unsern Kindern ohne Schamröthe! Wie werden wir erblicken in ihnen unsere kraftvollen Bilder! Sind sie dann erzogen edel und brav, so räumen wir ihnen gern die Plätze, auf denen wir standen. „Tretet ihr dahin, sprechen wir dann, daß die Stätte nicht leer sey, und lebet und liebet wieder, wie wir!“ Der Vorangehende von uns wartet dann droben sehnlichst des Andern, der noch unten ist. Der zurückgelassene sehnt sich von unten zum Andern nach oben hinauf. Und dann — Wiedervereinigung! Und dann — ewiges Beysamenseyn! Hallelujah! Hallelujah!“

Erstaunendes Mädchen, rief Robert aus, als er den Aufsatz, der schon vom vorigen Jahre datirt war, gelesen hatte; ganz unaussprechliches, unerhörtes Mädchen — du bist mehr, als mein Ideal; du bist Ich selbst. Du denkst mir aus der Seele; du schreibst mir aus der Seele. Ach Angelika hat mich recht gewiesen. Reinwald, du fandest deine Henriette endlich auch von Ungefähr; aber Elise geht drüber. Elise, warum legtest du den Aufsatz ins Buch? Ich soll mich unterschreiben — nicht wahr? Ja, ja, nichts weiter

bedarfs, als — Accedo, Robert. Aber Elise, wer hat dich zu der gebildet, die du bist? Himmlische, woher stammst du? wer bist du?

Elise war das einzige Kind eines Amtmanns, der durch eine lange Reihe von Pachtjahren sich ein beträchtliches Vermögen erworben und hernach sich in dem Dorfe, wo er zuletzt und am längsten gepachtet, zur Ruhe gesetzt hatte. Ihr Vater war so barsch, als reich; ihre Mutter aber, von jeher kränzlich, eine herzensgute Frau. Dieser ward Elises Erziehung ganz überlassen; theils, weil es dem Vater zum Verdruß gereichte, daß Elise kein Knabe war und daß kein Knabe ihr nachkam, theils, weil sie sich ihrer Kränklichkeit wegen mit der Ökonomie nicht befassen durfte. Sie konnte aber an ihrer Tochter wenig mehr thun, als daß sie sie vom Augenblick alles Bösen abhielt, ihr lauter gute Beyspiele gab und sie lesen lehrte. Der Kantor im Dorfe war ein trefflicher Klavierspieler; Elise brachte es unter seiner Anleitung bald weit auf diesem Instrument und die Harmonie der Saiten gab ihr Harmonie des Herzens. Der Pastor im Dorfe ertheilte ihr einigen Unterricht in den ersten Kenntnissen und empfahl ihr gute Bücher, welche die Mutter anschaffte und Elise eifrig las. Die Ge-



gend ums Dorf her war romantisch; oben eine allerliebste Aussicht, und ein allerliebster Busch, der das Thal umzog, wo die tausendjährige Eiche stand. Elise war bald oben auf dem Berge, bald unten im Thale, und so bildete sie ihr Herz und ihren Verstand an der Hand der Natur, der Lectüre und der Musik ganz selbst aus. Auf einer Reise, die ihre Mutter in die benachbarte Residenz ihrer Gesundheit wegen machte, begleitete sie selbige. Es gefiel ihr an der ganzen Residenz nichts mehr, als daß sie da fremde Sprachen lernen konnte und Buchläden fand. Sie besuchte die letztern so fleißig, als sie die erstern trieb.

Unterdessen hatte ihr Vater die Pacht abgegeben und saß nun bey seinem Mammon und zählte ihn. Elise fand bey ihrer Zurückkunft durch den empfundenen Kontrast des engbrüstigen Stadtlebens zu Hause Alles noch schöner; nur — den Vater nicht. Ein Glück für sie, daß er fortfuhr, sich nicht um sie zu bekümmern; sie sang am Klavier, sie las mit Auswahl, sie besuchte ihr Thal, machte sich Solitüden unter den Pappeln, Birken und Ellern, schlug ihren Lieblingsstiz unter der Eiche auf und war, wenn sie zu Hause war, die Gesellschafterinn ihrer Mutter. Hoch und

immer höher stiegen dadurch ihre Empfindungen; rein und immer reiner ward ihr Geschmack. Das Alberne und Schlechte hatte sie von jeher gehaßt; nun haßte sie auch das bloße Alltagskluge und Alltagsgute. Sie dachte über Alles von Wichtigkeit nach, wie es in der Welt wirklich war und wie es eigentlich seyn sollte, und entwarf sich Ideale davon. Endlich kam sie auch auf die Angelegenheit der Liebe und entwarf ihr Ideal von dem, der es wäre. Sie sprach mit ihrer Mutter davon, die ihr treuherzig Beyfall und zugleich die Versicherung gab, daß sie, so lange sie lebte, nicht wieder ihren Willen heyrathen sollte.

Alles ging für Elisen gut, bis ihr Vortwuchs und ihre Schönheit weit und breit umher so bekannt wurden, wie ihr Reichthum. Nun kamen die Freyer angezogen, wie die Schützen zum Königschießen. Stolz auf seinen Reichthum hatte der alte Pächter nichts dagegen, daß seine Tochter binnen einem halben Duzend Wochen einem ganzen Duzend von ihnen den Korb gab. „Du thust recht daran, sagt' er, meine Tochter, daß du einen Mann mit einer Tonne verlangst; eine Tonne gegen die andere.“ Elise fing an zu zittern, wenn ein Tonnenmann käme. Dieser kam, aber zu ihrem Glück ein Edelmann zu-



gleich. Der Vater war schwach genug, vom Junker sich beehrt zu fühlen, und wies den Sonnenmann ab. „Vater, sprach Elise, er meint nicht deine Tochter, sondern deine Sonne. Die Sonne will er heyrathen, aber mich nicht. Wenn er sie nach deinem Tode hat, schlägt er die Reise ab und mißhandelt dein Kind.“

Elisens Einfall that Wirkung; der Lump bekam den Korb. Bald aber kamen Junker, die ein Rittergut hatten. Elise wußte unter allerley Vorwänden sich aus dem Handel zu ziehen. Endlich kam ein Rittersmann, der mehr als ein Gut hatte und seine Zuneigung gegen sie auf das unzubezweifelndeste zu erkennen gab. Elise sollte ihn nehmen. „Er ist es nicht“ erwiederte sie. „Er soll es aber seyn“ versetzte der Vater. „Aber genug, er ist es nicht“ dabey beharrte Elise. Die Mutter kam dazu und brachte es dahin, daß der Vater abstand und der Ritter betrübt abzog. Darauf that der Vater einen Fluch, daß sie nun auch den einmahl nicht haben sollte, von dem die Närrinn sagen würde, daß er es wäre, und wenn sie darüber ins Tollhaus wanderte. —

Robert träumte in der Nacht die ganze Geschichte seines unschätzbaren Funds so lebhaft wieder, daß er sie selbst für einen Traum

am Tage gehalten haben würde, wenn er das Buch nicht gehabt hätte. Mit Inbrunst drückte er diesen unverwerflichen Zeugen ihrer Wirklichkeit an sein Herz, und eilte, dürstend nach näheren Aufschlüssen, zur bestimmten Zeit unter die Eiche. Als er hinkam, erwartete ihn schon Elise daselbst.

Robert. (an sie hinstiegend) Hab ich dich — hab' ich dich wieder?

Elise. (ihn traut umfassend) Ja, Robert, und ewig soll uns nichts scheiden.

Robert. Das sagst du, und doch erfahre ich nicht einmahl, wer du bist.

Elise. Das weißt du noch nicht? Hast gewiß nicht in meinem Thomson geblättert.

Robert. (ihn zurückgebend und auf die Worte „Accedo, Robert,“ hinweisend.) Da sieh! Ist's so recht?

Elise. Ja! Nun du den Aufsatz gelesen, weißt du ganz, wer ich bin. Was ich darin gesagt, macht, wie ich gesehen, den Hauptstrich deines Ideals aus — einen Strich, den man noch dazu dem Andern nicht ansehen kann, sondern den dieser selbst an sich förmlich aufdecken muß.

Robert. Das hattest du nicht erst nöthig zu thun. In solchem Verstande, wie du



es nimmst, weiß ich vollkommen, wer du seyst. Aber —

Elise. Nun, ist das nicht unter uns die Hauptwissenschaft des Einen vom Andern? Das Übrige gehört vor der Hand nicht zur Sache.

Robert. Nicht? So könnt' ich dich ja wieder verlieren, ohne jemahls dich wiederfinden zu können?

Elise. Dafür laß mich sorgen! Aber — den Aufsatz, den wir beyde unterschrieben, will ich in das Buch heften; er soll uns heilig bleiben, wie das Buch selbst, und wir wollen ihn einst, wenn wir beysammen sind, recht oft lesen.

Robert. Ach Elise — laß uns gleich beysammen seyn!

Elise. (lächelnd) Sind wir es denn nicht schon hier?

Robert. Liebe Quälerinn — beysammen bleiben!

Elise. Das ist vor der Hand unmöglich.

Robert. Warum? denen, die da lieben, sind alle Dinge möglich. Ich verlasse dich nun nicht wieder. Ich folge dir nach, wohin du gehst.

Elise. Das würde der Weg seyn, daß wir nie wirklich zusammenkämen.

Robert. So komm du mit mir; so sind wir gleich zusammen.

Elise. Du lieber Hestiger, das darf ich nicht, ohne die heiligsten Pflichten zu verletzen.

Robert. Ach — du hast noch einen Vater — verzeih' mir!

Elise. (mit niedergeschlagenen Augen) Ja! (den Blick wieder aufhebend) Und auch eine Mutter die sehr kränkelet. Todtschlag für sie, wenn sie mich verlöre. Wäre ich frey, so ging ich gleich mit dir.

Robert. Warum schlugst du bey Erwähnung des Vaters die Augen nieder?

Elise. Frag nicht weiter.

Robert. (ihr die Backen streichend) Sey doch trauter — sey doch trauter! Hinter den Pappeln dort wohnst du — nicht wahr?

Elise. Nun ja! Aber such mich ja da nie auf, bis ich dir sage, daß es Zeit sey.

Robert. Wann wird Zeit?

Elise. Das weiß ich nicht.

Robert. Da bist du wohl die Pflegerinn deiner Mutter?

Elise. Ihre Pflegerinn — ihr Trost — ihr Alles.

Robert. (sehr bewegt) Sey's! Bleib's! Sie hat viel an dir gethan; denn vermuth-



lich bist du durch sie, die du bist. Könnte ich  
ihr doch danken dafür!

Hier erzählte Elise, wie sie sich größten  
Theils selbst gebildet habe. Robert ward durch  
diese ihre unverhoffte neue Ähnlichkeit mit ihm  
in Entzückung gesetzt und erzählte ihr dafür  
den Anfang seiner Lebensgeschichte, der sie  
bis zu Thränen rührte.

„Ich habe durch die Erzählung doch bey  
dir nicht verloren?“

Elise. (in sanfter Bewunderung, bey Hän-  
bedruck.) Gewonnen — du Lieber! — Gewon-  
nen! Aber für heute brich ab; ich habe genug.

In Elisens Seele ging eine Veränderung  
vor. „Wo wohnst du?“ fragte sie; und als  
ihr Robert sein Häuschen beschrieb, ersuch-  
te sie ihn, daß er sie bis in die Birken be-  
gleiten möchte. Freudig durchwandelte er mit  
ihr den Bruch, erst die Ellern, dann die  
Birken. „Ach bis ganz nach Hause!“ — Nein!  
— „Bis unter die Pappeln nur! Bis unter  
die Pappeln!“ — Nein, nein! Da tritt hin —  
da bleib stehen! — Beyde reichten sich die  
Hand durch eine zweystämmige Birke, gaben  
sich einen Kuß zwischen den Stämmen und  
schieden auseinander.

Robert schnitt in die eine Birke R., in  
die andere E., ein.

„Sie ward trauter durch meine Erzählung; morgen will ich ihr alles Übrige erzählen; dann wird sie ganz traut werden.“

Folgenden Tags traf Robert die Eiche allein, die Wiese aber — voll Mäher. Daß Elise nun nicht hieher komme, war ausgemacht. Die Mäher stellten die Sensen vor sich hin und sahen ihn an. Er stuzte, besann sich aber bald darauf, daß sie ihm gestern wohl den Weg gewiesen haben möchte, wo er sie heute antreffen sollte. Als er so weit kam, daß er die Trennungsbirke sehen konnte, erblickte er Elisen, wie sie an ihr stand und den einen Arm über R., den andern über E. hinbreitete. Er eilte auf sie zu; sie blieb so stehen. Er küßte sie; sie schlug ihre Arme um ihn her.

So standen sie lange, sich küßend. Beyde bekamen unempfundene Empfindungen.

Elise. (die ihre Arme wegnimmt) Komm unter die Pappel!

Ein schmaler Fußsteig führte durch einen Pappelausschlag, der so dicht war, wie Rohrwald auf Teichen. Elise ging voran und reichte Robert rückwärts die Hand. Man kam in ein kleines freyes Rund, wo eine einsame Silberpappel stand, die an Größe und Vollkommenheit alle Silberpappeln zu Y. und auf dem Gute der Frau von R. und allenthalben, wo Robert ge-



wesen war und Silberpappeln gesehen hatte, übertraf. Unter ihr war eine zweysitzige Rasenbank. Wenn man hier saß, war es nicht anders, als säße man in einem Waldgefängniß; aber das Gefängniß war gar holdselig. Vögel, aller Art zwitscherten, sangen und schlugen ringsumher. Bald säufelte bloß der hohe Gipfel, bald spielten die untersten Zweige; bald war in Bewegung der ganze Baum. Ungesäete Waldblumen und gesäete Gartenblumen blüheten überall im kleinen Rund. Zuweilen schlüpfte ein Reh hindurch, das vor dem Sitzenden stillstand, ihn erst traulich ansah und dann, wenn er sich regte, schnell in den Haucht sprang.

Elise. (als sie sich mit Robert gesetzt.) Hier ist auch gut seyn — nicht wahr?

Robert. Ach herrlich, herrlich! Hütten her! Nur eine Hütte laß uns hier bauen! Nur eine!

Elise. Die Eiche dort freylich, die Eiche will mehr sagen. Eiche bleibt Eiche. Sie gibt schauerliche Empfindungen, spannt die Fantasie tempelmäßig hoch und macht uns selbst vergessen. Besonders, wenn es so eine Eiche ist, wie jene. Eine Pflanze aus dem vorigen Jahrtausend, — das ist sie allen Nachrichten nach — was für ein Gedanke! Wir vernünft-

tige Wesen glauben an ein Jahrtausend, das wir erst noch haben sollen; diese hats schon.

Robert. Höre, Elise, eine Minute, die du lebst und die ich lebe, ist mehr werth, als das Jahrtausend, das die Eiche gelebt hat.

Elise. Ja doch, Lieber; ich möchte auch um Alles in der Welt die Eiche nicht seyn. Willst du sie denn aber nicht mehr ehrwürdig finden? Du fandest sie ja sonst so.

Robert. Ach — mehr, als ehrwürdig; denn ich fand dich unter ihr.

Elise. Du lieber Egoist — Denk' einmal, wie viel Generationen von Menschen unter dieser Eiche wandelten, die sie alle überlebte. Wie viel Liebende mag sie umschattet haben, die nicht mehr lieben.

Robert. Nicht mehr lieben? (bestürzt) Jetzt lieben sie noch höher, als unter ihr.

Elise. Du Schwärmer! Ich meine ja — die hier nicht mehr lieben.

Robert. Ja so!

Elise. Denke ferner, wie vielen Blitzen die Eiche Trotz gebothen. Tausende von Gewittern zogen über sie weg. Hunderte wollten ihr den Untergang bereiten. Sie blieb. Sie ließ die Tausende über sich wegziehen und blieb. Sie ließ die Hunderte auf sich schlagen und blieb.



Robert. Ja, allen Respect für die Donnerwetterbesiegerinn! Jede Rinne, die sie hat, zeigt von einem Triumph für sie.

Elise. Und nun erwäge noch, was alles für Gebete unter ihr gebetet worden seyn mögen. Ist sie nicht ein wahrer Tempel? Muß nicht Jeder, der zu ihr kommt, beten?

Robert. Du hast Recht; du hast Recht.

Elise. Zu wem mag da nun wohl nicht schon gebetet worden seyn? Und wie und auf wie mancherley Weise mag, seitdem man in dieser Gegend den wahren Gott verehrt, zu diesem gebetet worden seyn?

Robert. Wahr, wahr, — alles wahr!

Elise. Darum sagte ich nur — Eiche bleibt Eiche — besonders jene dort. Sie gibt schauerliche Empfindungen. Die Empfindungen aber unter einer Silberpappel sind anderer Art.

Robert. (im Enthusiasmus) Ja! Ja! Ja!

Elise. Siehst du? Siehst du? Ich treffe den rechten Punct.

Robert. Ach, du triffst den Centralpunct.

Elise. Hier ist nicht so eine Dämmerung umher; hier vergießt man sich selbst nicht. Es ist freyer Himmel um uns, und so auch mehr freyer Himmel in uns, mehr Denken an uns selbst.

Robert. (hochaufseufzend) Ja wohl — ja wohl!

Elise. Woran denkst du jetzt? erzähle?

Robert fing an zu erzählen von der ersten Silberpappel an bis auf die letzte. Elise hörte andächtig und immer andächtiger zu. Es blieb auch nicht das geringste von Allem übrig was Robert von Silberpappeln und von sich selbst zu erzählen wußte. So wußte Elise nun Alles von Robert, und Robert von Elisen nicht viel mehr, als Nichts.

Ihr Elisen, ihr Elisen, daß ihr die Roberte eher ausfragen könnt, als die Roberte euch, das ist auch ein Mister. — Mister wärs? — Nein, es ist's nicht. Es ligt im Charakter des Mannes — nebenbey. Der Mann nähert sich; das Weib läffet sich näheren. Was heißt dieß anders, als — das Weib fragt erst den Mann aus, und hernach fragt der Mann das Weib aus. Das Weib fragt aber den Mann nur halb aus zuvor; der Mann fragt das Weib ganz aus hintennach.

„So sprich doch nun auch, da ich gesprochen habe!“ seufzte Robert in Elisen hinein. Elise schwieg. Die Erzählung aller der Opfer welche er seinem Ideal gebracht, und aller der Leiden, die er seines Ideals wegen erduldet, durchdrang zwar ihr Innerstes; sie



betrachtete jene als ihr von ihm gebracht, und diese als ihrentwegen von ihm erduldet, und fühlte sich durch seine ihr erwiesene Treue zur höchsten Dankbarkeit gegen ihn und zu jedem Beweise derselben verpflichtet. Ein Blick in die Folgezeit aber verschloß ihr Herz und Mund für ihn. Trost, glaubte sie, habe er für seine Erzählung verdient; ihre Gegenerzählung aber mußte ihm auch den Trost sogar nehmen, den er noch hatte. Lohn für seine schon bewiesene Treue, glaubte sie, könne er mit Recht fordern; die Zukunft aber schien ihr erst noch die härtesten Prüfungen für ihn aufzubewahren. Laß mich heute, seufzte sie nach langer in sich gefehrter Stille. Es wird mir so bänglich für meine Mutter. Morgen komm wieder hieher!“

Die Herzlichkeit, mit welcher sie von ihm Abschied nahm, ließ ihm keinen Zweifel daran zurück, daß er durch den abgestatteten Bericht seines Lebens ihr noch Mehr geworden sey. Ihre Verslossenheit dagegen aber gab ihm Winke zu mancherley Abhandlungen, wobey die Niedergeschlagenheit; mit welcher sie ihren Vater erwähnen gehört, seine Führerin ward; und so bereitete er sich, ohne es zu wissen, zu der ihm nächstbevorstehenden Gegenerzählung ihrerseits vor.

So schön auch der folgende Tag war, so erschien doch Elise nicht unter der Silberpappel. Robert quälte sich mit den traurigsten Befürchtungen, als eine Amsel über ihm gar anmuthig zu singen anfing. Er sah nach ihr auf und — erblickte ein Papier, das um einen der untersten Zweige gewickelt war. Schnell griff er zu; die gestörte Amsel schwieg; Elise aber sprach mit ihm. „Lieber, komme heute Abends hieher; ich kann nicht eher vom Bette meiner Mutter.“

Roberts ganze Seele war wieder Freude. Statt zurückzukommen, beschloß er gleich da zu bleiben. Das waren Stunden für ihn. Eine so heilige Einsamkeit in einem der schönsten Brüche — sein Liebblingsbaum über ihm, — Elisens Erwartung unter demselben — welche Aufstimmungen für seine Fantasie bis zur begeisterndsten Höhe! Die Amsel sang noch ein Lied und entfloh. Er dankte ihr für den bevorstehenden seligsten Abend seines Lebens und dichtete — über das glückliche Ungefähr bey der Liebe.

Es war schon neun Uhr. Eben lebte er den Abend noch einmahl, an dem er zu H. unter der Silberpappel so hohe Stärkungen empfing, als er menschliche Fußtritte vernahm. Er sprang auf und — erblickte Elisen und den



Vollmond zugleich. „Ach, nun ist's erfüllt, nun ist's erfüllt, wornach ich mich sehnte! Wann werd' ich, fragt' ich einst, so stehen mit der, die ich nur lieben will, nur lieben kann, und nach dir aufblicken, heiliges Gestirn? Jetzt schlägt diese Stunde; und nun, nun, Elise, laß uns mit aller Kraft, die unser Herz hat, den frommen Ausblick thun! (sie schlossen die Arme in einander und schau'n lange hochauf) Meiner Abende seligster! Meines Daseyns allervollkommenster! Ach du Erhellter der Erdennächte, Millionen und Miriaden Liebende wandelten schon in deinem Lichte; aber — sonderbarer vereinigte, reiner sich liebende beschienst du noch nicht. Jehova — du Geist der Liebe, groß im Monde, wie in der Sonne, beglücke uns bald mit Immerbeynsamen seyn!“

Aus Elisens Brust tönte ein Seufzer aller Seufzer hervor. Sie führte Robert unter die königliche Pappel.

„An diesem Abend sey es, hier unter meinem lieben Baume sey es, wo ich dir Alles entdeckte, wie du mir Alles entdeckt hast. Ich wollte erst nicht, weil ich dich dadurch nur traurig machen werde, aber ich habe mich anders besonnen, damit sich dir die Unerklärbarkeit meiner Zurückhaltung nicht in Ver-

dacht gegen mich verwandle. Auch mußt du meine ganze Lage wissen; auf daß du dich zu dem Schicksale anschiekest, das uns gewiß bevorsteht.“

Robert. (bebend) Ach — doch nicht Trennung? Doch Trennung nicht?

Elise. Laß Gott machen! Wahre Trennung unserer ist unmöglich.

Hier erfolgte nun eine Schilderung ihres Vaters und ihrer geübten Liebshafter. Als sie auf die letzte kam, war sie auffallend kurz, eilte über sie hin und schloß mit den Worten — Da that mein Vater einen fürchterlichen Schwur, daß ich nun auch den einst nicht haben sollte, der es meiner Meinung nach wäre. Siehst du — so siehst du um uns.

Robert. (als er lange tief in Gedanken gefessen) Wenn's weiter nichts ist? Dein Vater ist ja doch ein Mensch — er wird sich besinnen, wenn wir ihn recht bitten.

Elise. Diese Hoffnung laß fahren, Bester! Nun und nimmermehr ändert er seinen Vorsatz. Geschehen, ganz geschehen wäre es um uns, wenn er auch nur das Geringste von dir erführe. Du würdest um mich seyn, ehe du es dächtest. Wer wüßte, was er thäte?

Robert. Du erzähltest ja aber, daß deine Mutter so viel Wirkung auf ihn gemacht



Habe, daß er dir den reichen Ritter nicht aufzwang. Vielleicht gelänge es ihr auch, wenn — —

Elise. Nichts weniger, als dieß! Auch möchte ich sie um Alles nicht einem ähnlichen Austritte aussetzen; es würde der Tod auf der Stelle für sie seyn. Seit jenem Vorgange eben hat sich ihre Kränklichkeit tödtlich verschlimmert. Ihr Leben ist mir aber als Mutterleben nicht nur über Alles heilig, sondern es beruht auch für uns viel darauf. Jetzt, da mein Vater einmahl weiß, daß ich ihre Pflegerinn mache, bekümmert er sich nicht um mich; hernach müßte ich vielleicht um ihn seyn, und dann — doch laß uns den Vorhang der Zukunft nicht vor der Zeit aufziehen!

Robert. Wenn ich doch wenigstens deine Mutter einmahl sprechen könnte!

Elise. Wohin denkst du, liebster Robert? — Mit hier unter der Pappel und mit dort unter der Eiche müssen wir uns begnügen.

Robert. Aber — wenn nun Winter wird?

Elise. Kommt Winter, kommt Rath — wir müssen unter Allen am wenigsten in die Zukunft sehen.

Robert. Fürchtest du denn etwa, daß deine Mutter auch dawider wäre?

Elise. Keineswegs! Dächte mein Vater, wie sie, morgen wären wir beysammen.

Robert. That er denn den Schwur im Ernst, und hast du Spuren davon, daß es ihm noch Ernst damit sey?

Elise. Bis auf den heutigen Tag! Mit einer Art von Ingrimm — mit Unversöhnlichkeit sieht er mich an, wo er mich sieht, und es ist mir immer, als wenn ich in seinen Augen läse — „Warte — laß nur die Mutter erst todt seyn!“

Robert. Wer war denn der Rittersmann mit den Gütern?

Elise. Laß mir das einzige Geheimniß!

Robert. (traurig) So wäre ja doch nicht völlige Gleichheit unter uns; ich habe kein Geheimniß für dich.

Elise. (auf der empfindlichsten Seite berührt) Nun wohl! Er war aus der Gegend von —, wo er zwey schöne Güter hatte. Sein Ansehen war auf den ersten Anblick täuschend; sobald man sich aber mit ihm unterhalten wollte, war er nichts, als — schönes Fleisch mit schönem Golde. (Robert horcht hoch auf) Er liebte mich in der That; aber ich konnte ihn nicht wieder lieben. Meine Ältern drangen in mich ein; die Mutter weniger, der Vater mehr. Ich widerstand fest und erklärte



ihm auf das bescheidenste und freymüthigste zugleich, daß ihm weiter keine Eigenschaft fehle, als — daß er es nicht wäre. Er ermüdete nicht in seinem Ansuchen. Das letzte Mahl, daß ich ihn sprach, war hier. Dieß geschah, als mein Vater schon den Schwur gethan! Er schlich mir hieher nach, lag vor meinen Füßen und bat mich bey seinem Leben um meine Liebe. Denke dir, Robert, wenn man lieben soll, weil man darum gebeten wird! Ich stellte ihm diesen Unterschied zwischen Liebe und Mitleid vor, sagte ihm, daß ich nur das letztere für ihn fühlte, daß aber tausend die erstere für ihn fühlen würden und gab ihm den Rath — Suchet, so werdet ihr finden.

Robert. (gespannt) Ob er denn nachher gefunden hat?

Elise. Es wahrte nicht gar lange, so kam die Nachricht, daß er gestorben sey. Sein Jäger hats hier erzählt. (schlägt die Augen nieder)

Robert. (unüberlegt) Der Jäger? Hast du ihn gesprochen?

Elise. Nein, ich war nicht zu Hause. Mit meiner Mutter hat er geredet und die Anekdote berichtet, daß sein Herr sich selbst die Grabschrift gemacht — Suchet, so werdet ihr finden.

Robert. (der nun Alles weiß und abbricht)  
Nun wissen wir Alles von einander; nun ist's,  
als hättest du mein Leben gelebt, und ich  
dein Leben. So will's die Liebe!

Elise. (traurig) Was meinst du? Wenn  
er sich meintwegen todt geämt hätte? Ich  
wollte, daß ich diesen Gedanken als eine Ei-  
telkeit mir anrechnen könnte; aber — er hat  
mir schon manche trübe Stunde gemacht.

Robert. (der in ihren Augen liest, daß sie  
in der That nicht mehr weiß, und ihr das beküm-  
mernde Geheimniß auf ewig zu verbergen beschließt.)  
Nach der Beschreibung, die du von ihm  
machst, sollte man's nicht denken. Geseßt  
aber, es wäre auch, was könntest du dafür?  
Es gibt ja keine Pflicht, den zu lieben, den  
wir nicht lieben können. Wie mich die Vor-  
stellung von Henrietten zurückbrachte, daß  
Henriette mich nicht lieben dürfe: so hätte ihn  
die Vorstellung auch von Elisen zurückbrin-  
gen sollen, daß Elise ihn nicht lieben könne.

Elise. Hätte ich ihm nur nicht die Grab-  
schrift noch dictirt!

Robert. Das meintest du ja so nicht.

Elise. Er hat es aber doch so aus-  
gelegt.

Robert. Auch dieß war bloß seine  
Schuld.



Elise. (hoch aufseufzend) So weiß der Eine oft nicht, was für einen Rath er den Andern gibt!

Eine Unterhaltung über das sonderbare Schicksal mancher Menschen, daß sie gerade einen Gegenstand lieben müßten, von dem sie nicht gegengeliebt würden, trat hier ein; Robert aber behauptete bis ans Ende, daß die bloße Entdeckung, daß man nicht gegengeliebt werde, die gänzliche Aufgabe einer solchen Liebe auf der Stelle bewirken müsse. Elise hat ihn, sie heute bis an ihre Wohnung zu begleiten; worüber er in eine Art von Taumel der Freude gerieth.

Geräuschloß und einladend lag da nahe hinter den Pappeln ein liebes Dorf, dessen Häuser sich in kunstlosen Reihen vom Berge herabzogen, deren Krone die Kirche war — im Mondscheine ein feyerlicher Anblick! Lange standen die Liebenden und freuten sich seiner.

„Ach Elise, könnte ich hier wohnen mit dir — wie selig wollten wir seyn!“

„Hier, oder da, Robert; der Ort gilt gleich. Das kümmerlichste Weltwinkelchen würde mir an deiner Seite des Himmels Vorbild seyn. Jetzt laß uns froh seyn, wenn uns nur das Bänkchen unter der Pappel gelassen wird!“

Elise zeigte Robert noch das Haus, wo sie wohnte, bat ihn, sich nun gleich zu entfernen und schlich aus seinen Armen und aus seinen Augen um eine Scheune weg.

„Immer näher und immer näher! Das Erste, was nun wieder bevorsteht, ist, daß ich mit ihr ins Haus selbst eingehe.“

Mit dieser Selbsttröstung eilte Robert auf dem kürzesten Wege in sein Winzerhaus zurück. Sein treuherziger Wirth kam ihm aus Besorgniß schon weit entgegen und fragte ihn, als er ihn wieder hatte, herzlicher, als je, ob es ihm auch noch in dem schlechten Quartiere gefalle. Freylich kontrastirten die Lagen, in welchen Robert sich im Hause des Banquier und auf dem Schlosse der Frau von R. befunden hatte, mit derjenigen sehr, in welcher er sich jetzt bey diesen ärmlichen Leuten befand; aber Robert war auch in seinem Leben schon in weit elenderen Lagen gewesen — er war schon ganz ohne Obdach und ohne Brot sogar, er war schon in Waisenhäusern, Lazareten und Räuberhöhlen gewesen — folglich paßte er sich nun auch bald in jede Lage ein, in die er gerieth. Der Gedanke an die Eiche und an die Silberpappel und an das, was er unter ihnen antreffe — wenn er auf dem Weinberge war; und der Anblick des Win-



zerhauses, das mit seinem älterlichen Hause so viel Ähnlichkeit hatte — wenn er aus dem Thale zum Weinberge zurück ging, würden ihn auch sogar Milchsuppe und Butter entbehren und bloß mit Salz und Brot zufrieden seyn gelehret haben, wenn es hätte seyn müssen. Innig bewegt durch die herzliche Frage des Winzers, versicherte er also, daß es ihm noch nirgends in der Welt so gut gefallen habe, als hier, und erfuhr von ihm durch Hin- und Herfragen sowohl die wahre Größe des Reichthums, als der Rauchheit des alten Pächters im Dorfe hinter den Pappeln, welche beyde Elise aus kindlicher Bescheidenheit viel zu gering beschrieben hatte.

Es folgten einige traurige Tage für Robert. Vergeblich ging er unter die Silberpappel; Elise erschien nicht. Am vierten Tage fand er statt ihrer Thomson, worin ein Billet für ihn lag. Sie schrieb ihm, daß ihre Mutter so krank geworden sey, daß sie sie auf keine Stunde verlassen dürfe; daß er aber ja nicht unterlassen möchte, täglich zur bestimmten Zeit unter der Pappel zu seyn, weil sie sich da einsinden würde, sobald als möglich. „Schon gut, schon gut, antwortete er ihr, als wenn sie da wäre; ich will hier gern einsam sitzen und warten; bring nur, wenn

du zum ersten Mahle wieder kommst, frohe Nachricht von deiner Mutter mit.“

Wirklich vergingen noch einige Tage, ehe sie wieder kam. Statt, ihr in die Arme zu fliegen, sprang er erst einige Schritte zurück, um in ihren Augen die Beschaffenheit der Nachricht, die sie ihm bringe, zu lesen. Kaum aber hatte er hinein geblickt, so war er mit den Worten in ihren Armen — ach, du bringst gute Nachricht — nicht wahr? nicht wahr?

Elise. (im höchsten Grade von Freude) Mehr, als eine; mehr, als du dir vorstellen könntest. Meine Mutter kehrt wieder zu.

Robert. O so sey gepriesen von uns beyden der Allvater! Könnten wir ihr doch noch langes Leben von ihm erstehen!

Elise. Das ist aber nicht Alles, Lieber, Komm unter unsere Pappel! (als sie ihn da mit ihren Armen umschlungen) Ich habe meiner Mutter Alles entdeckt.

Robert. (zusammensahrend) Das hast du gethan?

Elise. Ja; ich habe ihr dich beschrieben und ihr gestanden, daß ich, wenn sie es auch nicht erlebte, ewig nicht von dir ablassen würde.

Robert. (erwartungsvoll) Und — was sagte sie da?



Elise. Ich solle meinem Herzen folgen — sprach sie; wenn es Gottes Wille wäre, würden wir gewiß verbunden werden.

Robert. Ach die Redliche! Könnte ich sie doch nur einmahl sehen!

Elise. Nun, so höre doch — höre doch nur!

Robert. (hitzig) Wäre es denn nun nicht möglich, daß durch sie auch dein Vater gewonnen würde?

Elise. Diese Idee streich doch ja ein- für allemahl ganz aus deiner Seele weg, herzens- bester Robert! Er hat schon gefragt, was denn mit mir wäre — ich sähe ja jest zuwei- len so vergnügt aus; und da hat er den Fluch noch schrecklicher widerhohlt. Du riskirtest also nichts Geringeres, als daß wir uns viel- leicht nie wieder sähen. Wolltest du denn das?

Robert. (leichenblaß) Das ist ja ein Ge- danke, der die ganze Höhle in sich hat!

Elise. Darum besinne dich doch! (Ro- bert bekommt einen sterren Blick) Wie siehst du denn aus, Robert, lieber Robert! Du könntest mich doch nicht etwa entführen?

Robert. (determinirt) Wenn du woll- test, ja!

Elise. (schmeichelnd) Also doch nur, wenn

ich wollte! Nun — sonst wäre ich auch hier unter meiner lieben Pappel nicht mehr sicher bey dir. (fällt ihm um den Hals) Ich denke mich in zu rechtschaffenen Armen.

Robert. (ganz wieder umgekehrt) Das bist du auch. Sey zufrieden!

Elise. Nein, meine Altern verliesse ich nie, oder ich müßte denken, daß Gott mich verlassen sollte. Meine brave Mutter! Ihr muß ich die Augen zudrücken.

Robert. Wenn sie nun aber einst todt wäre?

Elise. Erwartet denn mein Vater nicht auch seine Stunde? Ach bey ihm muß ich seyn, wenn sie schlägt. Ich bin sein Kind, sein einziges Kind. Wenn er auch ein harter Mann gegen mich ist, so hebt dieß doch meine Pflichten gegen ihn nicht auf. Er ist und bleibt mein Vater.

Robert. (in tiefem Gefühl ihres Abels) O du große und gute Seele!

Elise. Aber — das laß dir sagen, meine Mutter will dich sprechen.

Robert. (ber aufsteht) Deine Mutter (schlägt die Hände zusammen) Deine Mutter — mich sprechen? Jetzt gleich doch? Komm — komm!

Elise. Nein, morgen erst. Mein Vater



verreiset morgen auf zwey Tage nach der Residenz, wo er in Geldnegocen selbst gegenwärtig seyn muß. Sey früh um neun Uhr hier; dann wollen wir an meiner Mutter Bette. Sie sagt, sie wolle den wenigstens sehen, der es wäre; sie wolle ihn in dieser Welt noch Sohn nennen und uns ihren Segen ertheilen. Und nun — sey zu rechter Zeit hier.

Robert. (Der die Ausschüttungen seines Herzens über die Nachricht nicht so schnell veranstalten konnte, als Elise schon aus seinen Augen war, stand angenehmbetäubt und wies mit der Hand ihr nach.)  
 „Dahin ging sie; dahin gehe ich morgen mit ihr — zur Mutter mit ihr. Sagt ichs nicht, sagt' ichs nicht — Immer näher und immer näher; endlich — ins Haus mit ihr.“

Um acht Uhr schon war er unter der Silberpappel und trat gerade in das kleine Rund ein, als Elise von der andern Seite her auch eintrat. Beyde hatten denselben Einsall gehabt, dem Andern zuvorzukommen und den Andern da schon zu erwarten. Mit offenen Armen flogen sie an einander und Elise sprach: „Robert, das ist ein heiliger Tag für uns; gewiß hast du dich bereitet zu ihm, wie ich. Heute segnet meine Mutter unsere Liebe ein! Heute siehst du sie zum ersten und gewiß

zum letzten Mahle! Sie befindet sich leidlich; der Arzt aber gibt ihr nicht mehr lange Zeit. Die Freude, dich zu sehen, hat sie heiterer gemacht, als sie seit Jahren war. Komm, sie sehnt sich recht nach dir."

Elise, die Wegweiserin, ging muthig voran; Robert ihr muthig nach. Als sie ans Dorf kamen, reichten sie sich den Arm. Je näher dem Hause, desto höher klopfte beyden Sprachlosen das Herz. „Hier,“ flüsterte Elise und öffnete einen Hof, wo sie durch die Hinterthüre zur Mutter eingingen.

Agnese, die Kränkliche, saß auf einem Lehnstuhle, ringsum in Betten gehüllt. Ihr Anblick verkündigte Jedem, der sie sonst nicht gesehen hatte, die Baldsterbende; Robert erschrak vor ihr. Sie lächelte ihn mit mütterlicher Hulde an und reichte ihm zitternd die Hand.

„Sind Sie der, den meine Tochter liebt?“

Robert. Ja, würdige Frau! Ich werde glücklich — ich mache glücklich.

Agnese. (die ihn an sich zieht) Willkommen, Sohn! — Unarmet euch, Kinder, daß es eure Mutter noch sehe!

Da hub eine Krankenstübenscene an, die in der Reihe der Holderen den Vorrang behauptet. Auszumachen war es nicht, wer von beyden Liebenden am ersten und am schnellsten



sten nach dem Andern gegriffen. Im Huj fielen sie an einander; im Huj schwebten sie an einander; tausendmahltausend Huj's aber vergingen, ohne daß sie sich losliessen. Agnese faltete ihre Hände, weinte Freudenthränen und sah aus, als spräche sie — bleibt doch so stehen, bis ich sterbe!

„Nun, Kinder, ich habe gesehen, was ich noch zu sehen wünschte. So schwach ich bin, so macht mich doch Gott in diesen Augenblicken stark genug, das Glück zu fühlen, das ich noch vor meinem Tode genieße. Setzet euch um mich her! (Robert setzte sich rechts Elise links) Elise, du hast deinen Willen gehabt; so sag mir — ist er es denn?“

Elise. (Ihrer Mutter um den Hals fallend) Ach ja — er ist's.

Agnese. (Die gegebene linke Hand Elisen lassend und Robert die Rechte gebend) Ist sie es denn?

Robert. (Die Hand ihr küssend) Ja wohl, ja wohl — sie ist's.

Elise und Robert, jedes eine Hand der Mutter haltend, neigten sich über den Lehnstuhl, küßten sich und umschlangen sich mit der freyen Hand. Agnese zog ihre beyden Hände weg und umfaßte die Köpfe. Robert und Elise umschlangen sich nun auch mit der

Hand, die die Mutter gehalten hatte. Eine heilige, feyerliche Pause entstand.

Agnese. (die Köpfe zusammenbrückend) So kopuliert euch keiner wieder, wie ich. Der Herr sey mit euch beyden — Amen!

Robert und Elise lagen zu Agnesens Füßen. —

Agnese. (als sie sich an beyden fast ohnmächtig geküßt) Ihr Lieben, nehmet eure Plätze wieder ein (beyde setzten sich wieder) Junger, mir ganz fremder Mann und mein Sohn zugleich, ich stehe am Rande des Grabes, und kann wenig mehr, als euch segnen; aber das glaube mir, du bekommst ein äußerst gutes Mädchen — bist du auch gut?

Robert. Gewiß — auch gut!

Elise. (schnell) Außerst gut — Außerst gut!

Agnese. Daran liegt mir Alles, daß ich mit dem Gedanken aus der Welt gehen könne, daß mein Kind einst in den Armen eines rechtschaffenen sey und glücklicher werde, als ich war. (blickt ihm recht in die Augen) Ja, ja, ich glaub' es fest. Elise, du hast recht gewählt. (blickt bald in Roberts, bald in Elisens Augen und fährt damit eine Zeitlang fort) Ihr zwey lieben Menschen! Wie schön blickt sichs



in eure Herzensspiegel! Kann ich mich doch gar nicht satt sehen an euch!

Robert und Elise. (zugleich) Gute, beste Mutter!

Agnese. Ja, ihr erquickt mich recht heute. Es ist, als reichte mir jemand jetzt einen Becher, aus dem ich Kraft tränke. Vielleicht das letzte Labfal!

Robert. O wackere Mutter, des Lebens Vater fristet Ihnen noch ihr Leben — wir wollen ihn recht darum ansehen.

Agnese. Nein, lieben Kinder, da müßte ein Wunder geschehen. Ich fühle mich; mein Ende naht heran. Ich habe auch gelitten genug; ich sehne mich nach Ruhe und verlasse gern eine Welt, die wenig Ruhe für mich hatte. Es gehe euch einst lange wohl! Aber — werdet ihr auch erst leiden für einander können?

Robert. Leiden für Elisen Alles!

Elise. Für Robert Alles leiden!

Agnese. Ja, darauf müßet ihr euch gefaßt machen. Doch — vertraut auf höhere Hülfe; es ist unmöglich, daß ihr umsonst euch liebtet, und die Liebe wird euch einst für alle eure Leiden mit Herrlichkeit lohnen. (greift um sich und gibt Robert ein Päckchen) Das nimm von mir an, um bis dahin dir die etwa

bevorstehenden Lagen zu erleichtern. (Robert weigerte sich beschämt) Nicht ein Andenken von Elisens Mutter wolltest du annehmen?

Robert. (Elise die Hand reichend) Hier ist Andenkens genug von ihr.

Agnes e. Du machst mich traurig, wenn du es nicht nimmst.

Elise. (die aus Agnesens Hand das Päckchen nimmt und es in Roberts Hand legt) Nimm es doch! (Robert küßte der Mutter die Hand und nahm es)

Agnes e. Elise wird dir wohl Alles gesagt haben, wie es zwischen ihr und ihrem Vater stehe; so brauche ich dir keine nähere Erklärung darüber zu geben, daß ich sagte, ihr müßtet für einander leiden können.

Robert. Ich weiß Alles; aber — sollte unser Vater der einzige Unerbittliche seyn, den die Erde trüge?

Agnes e. Ach lieber Sohn — der Unerbittlichen gibts mehr.

Robert. Wenn ich ihn recht bäte — mit aller Kraft, die ich in mir fühle und die Gott in dem Augenblick noch stärken würde, bäte — —

Elise. Lieber, laß ab von dem Plane — um Alles, laß ab davon!

Robert. Wenn du ihn auch so mitbä-



test — wenn die Mutter mit uns zugleich ihn bäte — wenn wir ihn alle bäten, hier an diesem Lehnstuhle bäten — —

Elise. Und wenn Gott selbst ihn bäte, er erbittet ihn nicht. Du willst unter uns Vereinigung befördern — du würdest Trennung bewirken, Robert.

Agnese. (als sie Robert lange mit Wohlgefallen und Bewunderung angeblückt) Elise, wenn er ihn sähe — was meinst du, wenn er ihn sähe?

Robert. (schambast) Das nicht; aber — wenn wir ihn alle recht bäten!

Elise. Ich wiederrathe es aus allen Kräften. Ich zittere, wenn ich nur daran denke, wie es ablaufen könnte.

Agnese. Es käme auf einen Versuch an.

Robert. (seelenvergnügt) Nicht wahr? Nicht wahr? Ach ja! Ach ja!

Elise. Nein doch — nein!

Agnese. Elise, ich weiß Alles recht gut; aber denke, was ich sage — wenn er ihn säh!

Elise. Mütterchen, so ist der Vater gar nicht. Das ist ihm ja alles einerley — das wissen wir ja.

Agnese. Mein Verlangen wird immer größer, daß der Versuch geschehe. Was wäre das für eine Freude für mich, wenn ich eure Seligkeit beschleunigte! Ich glaube,

das wäre das einzige Wunder, das zu meiner Erhaltung auf einige Zeit noch geschehen könnte.

Elise. Oder — es erfolgte ein Auftritt, wovon die beste der Mütter auf der Stelle den Tod hätte. Wie gäbe ich mich darüber je zufrieden?

Robert. Dann — lieber nicht!

Agnese. Das besorget nicht. Der Arzt hat ihn mit der Nähe meines Todes bekannt gemacht, und so würde er wenigstens kein Unmensch seyn. Es bleibt dabey, wir wollens versuchen.

Robert. So laß es uns doch thun, Elise! Willst du denn nicht gern mit mir beyammen seyn? Sobald doch die Mutter dazu bereit ist und keinen Schaden davon hat, so thäten wir ihm ja sogar Unrecht, wenn wir ihn eher für unsern Widersacher erklärten, als er sich selbst dafür erklärt hat. Wir wissen ja noch gar nicht, ob er wirklich wieder uns sey.

Elise. Ich mag gar nicht sagen, was ich Alles in seinen Augen für mich lese. Gesezt auch, er schonte der Mutter und schlug uns bloß seine Einwilligung kaltblütig ab; so sind wir doch sofort für einander verloren — ich sag's vorher — verloren. Ich müßte mich sehr irren, wenn's nicht wäre; aber ich



wette darauf, er ist unserer Liebe schon auf der Spur. Auf welche Weise und in wie weit — das kann ich nicht sagen; aber in seinen Augen kann ich lesen, wie in einem Buche, und da steht seit einigen Tagen viel geschrieben.

Agnese. Damit thust du ihm wohl Unrecht, Kind.

Elise. Nein, nein, ich sterbe darauf — wir sind verrathen.

Agnese. Nun auf ewig kann er euch doch nicht trennen; er thue, was er wolle. Und bin ich erst todt, so habt ihr ja Mittel genug gegen väterliche Barbarey. Am Ende gibts auch einen Schuß der Geseze. Wie, wenn ich nun schlechterdings darauf bestehe, daß ich, wenn es möglich ist, mit dem Anblick eurer Verbindung, oder doch mit dem Troste eurer nahen Verbindung noch aus der Welt gehen will?

Elise. (seufzend) So muß ich freylich dazu schweigen; aber Robert, denke an mich — Mutter, denk' an mich!

Es blieb also dabey, daß der Versuch mit dem Vater gemacht würde, und zwar in Agnesens Krankenstube. Robert, der das angebothene Quartier bis zur Zurückkunft desselben annahm, befand sich wie im dritten Him-

mel; Elise aber konnte auch nicht den ersten ersteigen, sondern blieb auf der Erde zurück und fand auch diese Dornen- und Distelvoeller, als je. Sie seufzte in Roberts Freudigkeit und rang ihre Hände, wenn er die seinigen heiter zusammenschlug. Der erste Mangel an Sympathie, der unter ihnen eintrat! Robert bemerkte ihn nicht; denn er unterhielt sich fast unaufhörlich mit Agnesen, die ihn so lieb gewann, daß sie seine Hand gar nicht mehr los ließ. Es war, als wenn sein Herz zu ihm spräche — „das ist die erste und die letzte traute Unterredung mit der, der du Elisen zu danken hast; mache sie so traut als möglich.“

So verging der Tag; so verging ein Theil der Nacht. Agnese sprach Elisen ins Ohr — „halte ihn ja lebenslang werth; er ist so gut, als schön.“ Bald darauf schließ sie ein — Roberts Hand an ihr Herz gelegt.

Elise. Es ist schon Mitternacht, Robert; komm zu Bette. Die Mutter muß nun schlafen.

Robert zog seine Hand sacht aus Agnesens Händen, legte sie noch einmahl sanft auf Agnesens Herz, sprach — ach, es schlägt so mütterlich, so segnend — und folgte Elisen nach.

Elise führte ihn in ein Seitenzimmer, wo



zwey Betten standen, wies ihm seyn Bette an und versprach, das Licht nach einer Weile abzuholten.

Robert stieg ins Bette.

Elise hoblte das Licht ab.

Auf dem Wege zum Leuchter passirte sie sein Bette. „Darüber sind wir eins“ sprach sie, legte sich quer über ihn und gab ihn den herzlichsten der Küsse.

„Ach selige Nacht — selige Nacht!“ Ja, eine Nacht, deren Seligkeit du theuer bezahlen wirst! — Mit diesen Worten legte sie die Gardinen um sein Bette und that das Licht aus.

Robert. (nach einer langen Weile, als er weder Gehen noch kommen weiter gehört hat, leise)  
Elise — Elise! (wieder nach einer langen Weile, lauter) Elise — Elise!

Elise. So schlaf doch!

Robert. Gute Nacht, Elise!

Elise. Gute Nacht, Robert!

Robert richtete sich sachte auf, zog die eine Gardine weg und sah bey Nachtlampenschine, der aus Agnesens gedffneten Krankensstube fiel, Agnesen im Lehnstuhle, und Elisen — zu ihren Füßen. „Ach — welche Tochter!“ So dachte er tausendmahl und hielt sich ruhig, bis er beyde schnarchen hörte. Darauf

stieg er auf, zog sich an, schlich sich in die Krankenzim- mer und lagerte sich von der andern Seite her auch zu Agnesens Füßen. Agnese schlief — Elise schlief — Robert schlief auch ein.

Noch eher, als der Tag anbrach, kam der alte Pächter aus der Residenz zurück. Unglücklicher Weise war er so glücklich gewesen, seine Geschäfte in der ersten Stunde daselbst zu beendigen, und so hatte er keine Ruhe weiter, als bey seinem Geldkasten. Seiner Gewohnheit nach bediente er sich selbst, und so ging er allein nach seiner Schlafstube. Im Vorbeygehen fiel es ihm ein, zu sehen, was seine Frau mache. Leise öffnete er die Stubenthüre, trat hinein, sah hin und wußte nicht was er sähe, rieb sich die Augen, pußte die Nachtlampe, sah wieder hin und wußte nun, was er sähe. Er setzte die Arme in die Seiten und betrachtete die empfindsame Gruppe.

„I, I, seh mir doch Einer! Kaum darf man den Rücken wenden. Also — der ist's, der soll's seyn? Ein schöner junger Kerl — straf mich Gott! Aber — sollst lange warten. Hat sie den mit den zwey Rittergütern nicht gewollt — hohl mich der I — Dich mit der Silberpappel soll sie auch nicht haben. Aber



— schnurrig nehmet ihr euch da alle drey aus  
— gute Nacht, schlaf't wohl!"

Agnese erwachte am Morgen zuerst. Der Schlaf hatte sie gestärkt; der Anblick ihrer Kinder stärkte sie noch mehr. Jeder hatte seinen Kopf an ihren Stuhl gelegt. Sie betrachtete sie lange und weckte sie endlich durch sanftes Backenstreichen. Entzückt sprang Robert auf und zog Elisen in die Höhe, deren Herz aber durch den Schlaf um nichts leichter geworden war. Elise erzählte, wie sie geträumt habe, daß sie mit Robert am Sterbebette ihres Vaters gesessen, und ging, den Kaffee zu bestellen.

Eilends kam sie wieder und sprach —  
„Da haben wir's. Der Vater ist in der Nacht schon gekommen und ist hier in der Stube gewesen. Was für einen Eindruck wird der Anblick unserer Gruppe auf ihn gemacht haben!"

Jetzt war auch Roberts Muth dahin. Agnese blieb die einzige Standhafte und suchte sie beyde zu beruhigen. Beym Kaffee ward überlegt, wie nun mit dem Vortrage an den Vater zu kommen sey. Der Entschluß fiel dahin aus, daß Elise ihn rufen solle, weil die Mutter ihn zu sprechen wünsche, und daß Robert bis auf weiters sich im Nebenzimmer aufhalten möge.

Zitternd, als ginge sie zum Blutgerüste, rief Elise den Vater. In seinem Augen las sie alsobald das Decisum, welches er fällen werde, und — noch mehr. Er folgte ihr, ohne ein Wort zu sprechen, sogleich in die Krankenstube.

Pachter. (barsch) Guten Morgen!

Agnese. (Ihm die Hand reichend) Sey willkommen wieder zu Hause, Väterchen! Ich habe recht schön geschlafen.

Pachter. (mit Sarkasmus) Ey, das kann ich mir vorstellen. — Wo ist denn der dritte Mann geblieben? Ihr seyd mir schöne Leute. So, wie ich den Rücken wende, sind junge Kerle im Hause, und übernachten gar hier, weil man mich so bald nicht zurück erwartet hat, und die Mutter macht noch vor ihrem Ende die Kupplerinn dabey. Das sind ja ganz excellenten Sachen.

Elise. (die ihrem Vater in die Arme fällt) Bester Vater, so verhält sichs Alles nicht. Es ist ein sehr edler junger Mann, der uns besuchte, und der bloß darum die Nacht hier blieb, weil er Sie auch zu sprechen wünschte. Ich setzte mich, um der Mutter gleich zur Hand zu seyn an ihre Seite, und als er mich da schlafend gesehen, hat er sich an die andere



Seite gesetzt und ist auch eingeschlafen. Das ist Alles.

Pachter. (ber sie von sich selbst) Geh, du liederliche Seele — nun kenne ich dich ganz. (zu Agnesen) Und du hast wohl ordentlich zusehen und recht deine Freude daran gehabt?

Agnesen. (sich starkmachend) Gott soll mich bewahren — du denkst ja doch wahrlich auch zu schlechte Dinge.

Robert. (ungerufen hereintretend) Hier bin ich und stehe zur Verantwortung bereit, Vater der himmelreinsten Tochter! Das hiesse, die Gastfreundschaft, die ich hier genoß, zu theuer bezahlen müssen, wenn ich auf solchen Verdacht nicht — —

Pachter. (ber sein Erstaunen über den schönen Mann nicht zu verbergen vermag) Was will der Herr hier?

Robert. (mit Gravität und Bescheidenheit zugleich) Ich komme, um den Vater derjenigen, die es ist, zu bitten, daß sie es sein dürfe.

Pachter. (lachend, daß ihm der Bauch schüttelt) Das ist ja ein kauderwelsches Anhalten. Ist aber gut, daß der Herr gleich mit der Thüre ins Haus fällt; nun weiß ich doch mit einem Mahle, was er will.

Robert. Unter allen möglichen Bedin-

gungen, denen ich mich in voraus unterwerfe, bitte ich darum. Elise an sich selbst ist schon mein.

Pachter. (böhnisch) So? Hm! Wohl unter der Silberpappel geworden?

Elise. Ja, Vater, aber im alleredelsten, allerheiligsten Verstande. Ich bitte mit ihm zugleich — —

Robert. Auch ist Elise von Mutter wegen schon mein — —

Pachter. (noch böhnischer) Immer schöner!

Agnese. Ja, bester Mann! Sieh ihn doch nur an! Höre ihn doch nur reden! Bey meinem Tode bitte ich dich mit beyden zugleich — gewähre mir den letzten Trost!

Robert. Nichts fehlte als der Wille des Vaters noch, so gibt es ein Paar Selige auf der Erde, wie sie der Himmel nicht hat.

Pachter. (spottend) Das wäre!

Das zusammengefügteste Bitten aller drey Supplikanten hub an, dauerte lange fort und ward so eindringend und bewegend, daß ein Gatte von Eisen und ein Vater von Stahl dazu gehörte, wenn er sich nicht erbitten lassen sollte. In der Masse, in welcher Liebe und Wehmuth in den Worten, Minen und Gebärden der Bittenden zunahmen, drückten



sich Bosheit und Lücke in den Augen des Pächters mehr aus.

„Was ist denn der Herr?“

Robert. Vor der Hand Nichts, auf der Stelle aber Alles, sobald Elise die meinige ist.

„Wie viel Rittergüter hat der Herr?“

Robert. Ich bin weder Ritter, noch habe ich einen Spadensrich Landes. Man hat mir aber gesagt, mein Kopf und mein Herz passirten jedes für ein Rittergut.

„So! Eine artige Taxe! So könnte Jeder sagen, daß er zwey Güter hätte. Ein Hammel hat auch einen Kopf.“

Robert. Ja, aber nur einen Hammelskopf. (wirft den Pächter einen durchbohrenden Blick zu. Elise bebte)

„Wie viel Kapital hat der Herr?“

Robert. Zwey Tonnen!

„Ohoho, nur sachte, Zwey? Wo wären denn die? Ich habe nur eine und weiß am besten, wie sauer es mir ward, ehe ich den letzten Reif umschlug.“

Robert. Ich habe das meinige gelernt und finde allenthalben, wohin ich komme, mein Brot — das ist eine Tonne. Ich habe ein gutes Gewissen und darf allenthalben hin, wo ich schon war, wiederkommen — das ist die andere.

„Für das gute Gewissen gibt Ihm keiner einen Kreuzer, und — was hat denn der Herr gelernt? Goldmachen?“

Robert. (dreust) Ja; denn — ich habe studiert.

„Da hat man was rechts gethan. Na — derselbe soll binnen einer halben Stunde Antwort haben. Den ganzen Rahmen des Herrn bitte ich mir doch aus.“

Robert mußte seinen Rahmen drey-mahl hersagen; worauf der alte Pächter beifig fortging. Elise schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie — hab' ichs doch gesagt! Hab' ichs doch gesagt! Agnese blieb über alle Erwartung gefaßt, bat ihre Kinder, zu glauben, daß der Vorgang ihrem Leben im geringsten nicht nachtheilig sey, und instruirte sie der Zukunft wegen, die Antwort falle aus, wie sie wolle. Elisen hielt sie dabey an der linken Hand, Robert an der rechten. In ihren Augen lasen beyde Abschiednehmen. „Küßet euch — küßet euch!“

Robert und Elise küßten sich.

„Lasset mich mitküssen!“

Agnese, Robert, Elise küßten sich. — Elise ward zum Vater gerufen. Kaum war sie hinaus, so brachte ein alter Bedienter an Robert folgendes Billet — —

„Zur



„Zur Strafe, daß die Närrinn den nicht nehmen wollte, der zwey Rittergüter hatte, soll sie auch den nicht haben, der es ist, wie sie sagt. Das hab' ich geschworen; das halt' ich. Am wenigsten würde ich sie einem hung- rigen Studenten geben. Daß der Herr so glimpflich von mir tractirt worden, hat er bloß meiner kranken Frau zu danken; sonst hätt' ich die Peitsche gehohlt. Nun binnen fünf Minuten aus dem Tempel; oder — er kriegt sie noch. Und — läßt sich der Herr jemahls hier wieder sehen, so wird er durch die Hunde zum Hofe hinaus geheßt. Lasse sich der Herr alle Hoffnung vergehen; auch auf meinen To- desfall weiß ich Anstalten zu treffen, wie mit der Pappel. Hiermit — Gott befohlen!“

Robert las, steckte das Billet in die Ta- sche und griff nach dem Hut.

Agnese. Was schreibt er?

Robert. Ich soll gehen.

Agnese. (die ihn an sich zieht) Nun, so gehe, guter junger Mann! Geh mit Gott und mit meinem Segen! — Hab' ich dich doch nun gesehen! — Dank dir, daß du kamst! — Länger sehen wir uns dort. — Bleib Elisen treu! — Auf Leiden folgen Freuden.

Robert stellte sich noch einmahl vor sie hin, um ihr Bild sich recht tief einzudrücken, reich-

te ihr die Hand, sah gen Himmel, seufzte — ach, mache ihr ihr Ende leicht! — und eilte davon.

Keine menschliche Figur ließ sich im ganzen Hause sehen. Bewußtseynlos kam er in den Hof, aus dem Hofe ins Dorf, aus dem Dorfe in den Pappelhaucht. Starke Arthibe, die er vernahm, brachten ihn wieder zu sich. Er nahm sich vor, unter der Silberpappel durch Gebet sich zu sammeln. Als er ihr nahe kam, hörte er einen heftigen Knacks und — sah sie niedersinken. Er sprang ins Rund. Da lag die königliche Pappel zwischen zwey Holzhauern und streckte sich weit in das kleinere Gehölz hinein.

„Tyrannen des Waldes, was habt ihr gemacht?“

Die Holzhauer lachten und gingen davon.

„Der dich mir nahm, soll mir Elisen nicht nehmen. Schrecklicher Mann! So kann er Rache nehmen an einem unschuldigen Baum; was will er Elisen nicht thun? Doch — — (streckt die Arme gen Himmel) ohne deinen Willen kann ihr nichts geschehen. — — Hier, hier waren wir so traut beysammen; hier war es wo Elise mir ihr ganzes Herz ausgoß. — Hast deine Bestimmung erfüllt, heiliger Pappelbaum; hast ein Paar fromme Liebende



fromm beschattet; hast sie mit ewigen Ketten gefettet. Nun liegst du da und knieest, wie der arme Rittersmann hier unter dir lag und vor Elisen knieete. So gehts — so gehts! Weg von hier und nie wieder hieher!“

Schauernd ward für Robert der Anblick der hingestreckten Silberpappel. Er stoh nach der Eiche, um zu sehen, ob sie etwa auch schon darniederliege. Sie stand noch; hoch empor hub sich sein Herz wieder, als er sie von weitem schon sah.

„Das wäre auch zu arg, wenn die, die hundert Orkane und tausend Donnerwetter verschonten, der Muthwille eines schnaubenden Wütherichs das Garaus machen könnte! Nein, so weit geht die Allmacht eines fetten Pächters nicht. Wohl mir! So gibts doch noch einen Baum, unter dem ich mit Elisen saß!“

— Unter der Eiche nahm er Platz und recapitulirte die nächstverflossenen vier und zwanzig Stunden. Zuweilen reuete es ihn, Elisens Warnung nicht mehr beherzigt zu haben, als sie das Gespräch mit dem Vater widerrieth; zuweilen segnete er sich für die unvergeßlichste der Nächte, die er mit Elisen an Agnesens Lehnstuhle zugebracht. Endlich prädominirte das letztere Gefühl. „Wir kom-

men zusammen — wir müssen zusammen kommen; aber so schlafen wir nie wieder bey einander — die Mutter in der Mitte!“ Er sprang auf, fiel nieder und betete:

Allliebendes Wesen — heiliger Liebe ewiger Urquell — aus dir ergoß sich Liebe in mich und in sie. Ich schuf mein Ideal — sie schuf ihr Ideal. Ich suchte die, die es wäre — sie suchte den, der es wäre. Ich fand sie und sprach — sie ist's; sie fand mich und sprach — er ist's. Und das sollte umsonst geschehen seyn — umsonst? O alleroberster Weltgeist, bey deiner Weisheit und Güte — nein, nein! Wir werden vereinigt — ganz vereinigt. Nur Stunden der Prüfung gehen noch vorher. Stunden? Seyen's Stunden, oder Jahre — wie du willst! Sie ist treu — ich bin treu. Du stärkst mich in der Treue, sie in der Treue — was brauchts mehr, um getrost der Zukunft entgegen zu gehen? Nur einmahl — nur einmahl noch laß sie unter dieser Eiche mich finden!“

Gestärkt durch Gebet lehrte Robert nach seinem Weinberge zurück. Der ehrliche Winzer war seines langen Aussenbleibens wegen schon halb in Verzweiflung gerathen und wußte nun nicht, was er aus ihm machen sollte. Bald sprach Robert von schleuniger Verlas-



fang dieser Gegend; bald sprach er von immerwährenden Aufenthalte in selbiger. Er öffnete Agnesens Päckchen und fand einen Reichthum darin, der ihn bey weiser Haushaltung auf mehrere Jahre außer Sorgen setzte. Nun beschloß er, den Ausgang der Sache standhaft abzuwarten und die Providenz, welche sein Schicksal bis jetzt so weise regiert, ferner walten zu lassen. Elise wußte, wo er wohne; die Eiche stand noch, unter der er sie täglich erwarten wollte. So könnths nicht fehlen, meinte er, daß er nicht bald wieder etwas von ihr sähe oder hörte. Doch bezahlte er den Winzer sofort reichlich, packte seinen Koffer und nahm mit seinen Wirthsleuten ein = für allemahl die Abrede, daß es von nun an, so oft er von ihnen ginge, so viel seyn sollte, als hätte er Abschied von ihnen genommen, und daß sie auf den Fall, daß er einmahl nicht wieder käme, den Koffer so lange in Verwahrung behalten möchten, bis er ihn durch sichere Gelegenheit abfordern liesse.

Von dieser Zeit sahen ihm die Winzer und seine Frau allemahl traurig nach, so oft er nach dem Thale ging, und freueten sich wie Geschwister, denen der lange abwesend gewesene Bruder unverhofft ins Haus tritt, so oft er aus dem Thale wieder kam. Nicht

Tage lang wanderte Robert so unter die Eiche, ohne Elisen da zu finden. Nach dem kleinen Rucke der Liebe zu gehen, wo die Silberpappel lag, war ihm nicht möglich. Am fünften Tage, als er, den Rücken an die Eiche gelehnt, unverrückt nach den Pappeln hinsah, trat Elise heraus, schlug die Hände über den Kopf zusammen und verschwand wieder. Ihr Anblick war zu kurz; er erklärte ihn für Täuschung seiner Fantasie. Am achten Tage kam der Wind aus der Gegend von Elisens Dorfe her; Robert hörte singen. Er horchte genauer und glaubte die Melodie — O wie selig seydt ihr doch, ihr Frommen — zu vernehmen. „Sterbelieder — Sterbelieder! Gewiß wird Agnese begraben. An dem Tage ist sie gestorben, als Elise dort heraus trat. So ist's Elise doch gewesen und hat mir mit dem Gest, den sie machte, den Muttertodt verkündet!“

Unwillkürlich kniete er unter der Eiche. „Sie ist davon — von allem Jammer und Leiden. Recht gern ging sie. Wie wohl mag ihr nun seyn! Nun hat sie die Krone, die sie durch so langen und so schweren Kampf verdiente. Nun freuet sie sich nicht nur, daß der Kampf vollbracht ist, sondern auch daß sie gekämpft hat. Bitter ist's nur, zu leiden; süß aber ist's, gelitten zu haben. Warum weicht



doch das Fleisch den Leiden so aus? Wird  
 denn der Geist nicht vollkommen dadurch?  
 Wir Thoren, das wir nicht gern leiden! Ver-  
 standen wir uns recht auf unsere Herrlichkeit,  
 wir freuten uns schon allemahl in voraus dar-  
 auf. In Tagen des Jubels steht unser inneres  
 Wachsthum still, oder geht wohl gar rück-  
 wärts; Jammertage sind die rechte Treibezeit  
 dafür. Und wie bald sind die Leiden vorüber!  
 Unser Gewinn aber für unser Herz aus ih-  
 nen hält ewig vor. Ach Agnese, die Milde,  
 die Güte, der Kindesinn, die du dir in dei-  
 ner Noth erwarbst, sind nicht hinter dir zu-  
 rück geblieben; deine Noth blieb nur zurück.  
 Jene hast du mitgenommen — mitgenommen  
 in höhere Welten, wo sie dir zu ewiger Grund-  
 lage noch ewigfortwachsender Herzensherrlich-  
 keit dienen. Denke einmahl, wenn du alles  
 deines Jammers schon lange und längst ver-  
 gessen haben wirst, währet der Segen, den  
 sie für dich hatten, noch fort. Agnese, ich  
 habe dich leiden gesehen; ewig verlißt in mir  
 nicht das Christenbild, das du mir reichtest.  
 Elise hat von dir leiden gelernt; Robert hat  
 von dir leiden gelernt. Beyde wollen nun lei-  
 den, wie du. Der Vater aller Leidenden wird  
 uns dabey stärken. Er lege uns ein Verhäng-  
 niß auf, welches er wolle; wir wollen es tra-

gen. Es kommt doch eine Stunde, die Elisen vereinigt und mich. Es kommt eine Stunde, die uns wiedervereinigt mit dir. Dann, dann sollst du, beste der Mütter, ewigseliger Zeuge der ewigseligsten Liebe seyn, welche in deinen letzten Tagen noch persönlich zu segnen dir von Gott verstattet ward!“

Abends spät kam Robert erst auf seinen Weinberg zurück. In der Nacht hörte er Klopfen an der Hausthüre. Der Winzer brachte ihm Licht in die Schlafkammer und — einen Brief, den er, sobald er die Hand erkannte, mit Inbrunst küßte.

„Du, der du es bist, höre mit männlichem Geiste die Nachrichten, welche ich dir gebe. Gestern habe ich meine Mutter begraben. So unerseßlich mir ihr Verlust ist, so gönne ich ihr doch die endliche Ruhe von einem ganzen Leben voll Leiden, und so jämmerlich mir das Geschäft war, ihr die Augen zuzudrücken, so that ichs doch, ohne zu zittern. Sie ermahnte mich selbst dazu und sprach — Bittere nicht, wenn du's thust! Viel hat sie nicht mehr gelitten; auch hat ihr der schreckliche Tag nicht geschadet. Damit beruhige dich. Noch einen Kuß von ihr hab' ich für dich — Es ist nun einmahl geschehen, was ich ahndungsvoll widerrieth; aber welche unübersehbare Folgen davon! Gestern, als mei-



ne Mutter begraben war, übergab mein Vater sein Testament den Gerichten und las es mir vorher vor. „Wenn ich dich jemahls heyrathen würde, heißt es darin, es sey bey seinem Leben, oder nach seinem Tode, so soll das Waisenhaus in der Residenz der Erbe seines gesammten Vermögens seyn.“ Hiermit hat unsere Liebe ihr Urtheil. Übrigens hat er mich nicht gemißhandelt; bloß das Abschiednehmen wollte er mir an dem Tage verwehren; so, wie er mir verbothen hat, von nun an ohne seinen Willen auszugehen. Inzwischen muß ich das Gesetz wenigstens einmahl übertreten; was, wenn er davon hört, auf die Übertretung folgen werde, weiß ich nicht. Also komm morgen ins Thal, daß wir für die bewölkte Zukunft Abrede nehmen. Geh mit Sonnenaufgang hin, und wenn du auch den ganzen Tag auf mich warten müßtest — du, der du es bist, warte ja auf die, die es ist!“

Wäre Elise zugegen gewesen, so würde sie sich in Erwartung derjenigen Eindrücke, welche ihr Brief auf Robert machen müsse, ganz getäuscht gesehen haben. „Meine Thränen auf das Grab der Frommen! Das übrige aber gut, alles gut. Behalt deine Tonne, fühlloser Vater, und gib mir deine Tochter. So ist mir's gerade recht. Was soll denn für eine Strafe darauf

folgen, wenn Elise ohne deinen Willen ausgeht? Du willst sie wohl einsperren, oder in ein Kloster schicken? Ja, spize dich darauf! In deine Hände soll sie morgen aus den Schatten der Eiche nicht wieder. Warum sollten wir uns nun nicht gleich auf der Stelle verbinden? Aus ökonomischen Gründen etwa? Bey deinem Tode wären wir einst nicht weiter, oder doch nicht besser daran, als bey deinem Leben. Aus kindlicher Liebe etwa? Du hast kein Waterherz; ein Tiger bist du und nicht werth, daß Elise noch vier und zwanzig Stunden bey dir verweile.“

Robert hielt diese Gedanken für unverständlich, kleidete sich an, trat ans Fenster, blieb da stehen, bis die Sonne aufgehen würde, sah unverrückt nach Osten hin und entwarf den Entführungsplan. Behnmahl kam es ihm dabey vor, als wenn ihn eine wirkliche Stimme mit den Worten unterbräche — „Mache keinen Plan Robert; Plane gehören sich für dich nicht — Plane gelingen dir nicht; der Plan, der gelingen soll, ist von höherer Behörde schon gemacht und paßt nicht zu dem deinigen, ist aber besser, als er.“

Sobald die kommende Sonne tief in Osten die ersten Vorrosen austreute, machte er sich auf den Weg, ging durch ein seitwärts lie-



gendes Dorf, miethete da einen Bauernwagen auf den ganzen Tag, der ihn mit Elisen bis zum nächsten Posthause bringen sollte, und ließ ihn unweit der Eiche auf der Höhe hinter einem kleinen Gebüsch halten. Der Morgen verstrich; Elise kam nicht. Der Mittag verging; Elise kam noch nicht. Das Herz pochte ihm gewaltig unter dem heiligen Baume. Spät in den Nachmittagsstunden sah er etwas zwischen den Ellern wanken. Es kam näher; sie war's und beyde umarmten sich mit Enthusiasmus, wie nach zehnjähriger Trennung.

Elise. (ihm, als sie sich losgelassen, noch einen Kuß gebend) Dieser ist von meiner Mutter. Sie dachte, wie du, ohne vom Testament etwas zu wissen, und war der Meinung, daß ich nach ihrem Tode mit dir fortgehen sollte.

Robert. (freudig, wie nach erhaltenem Besuche) Woher weißt du schon, daß ich diesen Plan gemacht?

Elise. Du sagtest ja leshin unter der Silberpappel — — ach Lieber, hast du gesehen, was dieser geschah? Mit Entsetzen hab' ichs jetzt erblickt.

Robert. Ja, ja, ich habe sie fallen gesehen. Aber — laß uns nicht säumen! Noch ein Gebet unter diesen uns ewig unvergesslich

hen Schatten, daß wir unser Vorhaben segnen, und dann — komm, komm!

Elise. (als er niederknien will, bestürzt) Wohin kommen? Wohin?

Robert. Wohin du willst. Dort oben hält der Wagen schon seit frühem Morgen.

Elise. (noch bestürzt) Was für ein Wagen?

Robert. Der, den ich gemiethet — der, in dem wir fortwollen. Ein elender Korbwagen zwar nur in aller Angst, aber —

Elise. (auf dem Punct, sich wieder zu sammeln) Robert! Ich bitte dich — Robert!

Robert. (der sie mit sich niedergleiten will) Bete und — komm!

Elise. (lebenwürdigbeherzt) Und wenns der Sonnenwagen wäre — laß ihn fahren wieder, woher er kam! Bist du ein Mann von Wort? Du versprachst unter der Pappel als sie noch stand, mich nicht zu entführen, als wenn ich wollte. Ich will nicht. Gewalt wirst du doch nicht brauchen?

Robert. Nein — dich dir entführen will ich nicht — dich deinem Vater entführen . . . Elise bist du's, so komm! (ergreift ihren Arm)

Elise. (stärker, als Robert) Das sey dir Beweis aller Beweise, daß ichs bin — ich komme nicht. (mit bezaubernder Güte) Robert,



du nähmest eine Seele mit dir, die du durch nichts wieder zu beruhigen vermöchtest — eine Seele, die du erst unglücklich machtest, und die dich hernach durch ihr Unglück auch unglücklich machte. Ehrest du Gott, so laß das Kind auch den Vater ehren.

Robert. (aus einander) Du bist nicht, oder — ich verstehe dich nicht.

Elise. (in höchster Traurheit ihn an ihr Herz drückend) Ach Robert, ich bins — ich bins. Verstehe mich nur! Dein bin ich, dein bleib ich; nichts soll uns wirklich trennen. Aber habe Geduld — warte — warte!

Robert. (immer noch in Ideenverwirrung) Ja, wie lange, wie lange?

Elise. (wie ein Engel) Bis diese Hand, die der Mutter Augen zudrückte, auch die Vateraugen zgedrückt hat.

Robert. Und dann — sind wir, wo wir jetzt waren . . .

Elise. Nein, Lieber; dann sind wir weiter. Dann kann ich thun, wie ich will. Oder — meinst du das Testament? (blickt ihn mit einem Blicke an, der ihn, wie ein Alphabet in einzelne Buchstaben, zergliebert) Ist dir die arme Elise nicht so lieb, wie die reiche?

Robert. (schnell wieder bey sich) Ach — wie kränkst du deinen Robert! Dein Vater

behalte seine Sonne — mein sey seine Tochter  
— — darum wollen wir eben fort — gleich  
fort.

Elise. Das sind die zwey Prüfungen un-  
serer Liebe. In der ersten bestehst du also —  
ich bin dir ohne Sonne so lieb, wie mit Son-  
ne. So besteh' auch in der zweyten — ich ge-  
höre meinem Vater, wenn er mich nicht von  
sich lassen will, so lange, bis Gott ihn von  
mir nimmt. Dann erst gehöre ich dir zu.

Robert. Dein Vater schätzt dich nicht.

Elise. So muß ich ihn doch schätzen.  
Bey allen Heiligkeiten der Harmonie und  
Simpathie unserer Seelen beschwöre ich dich  
— sey mit mir eins in diesem allerersten aller  
Religions- und Naturgefühle! Laß mich da-  
bey seyn, wenn der, der mir das Leben gab,  
seyn Leben abgibt! Er hat ja keinen weiter,  
als mich.

Robert. (simpatischstrebend) Ja, und wenn  
er dann das Leben abgegeben hat: so machst  
du dir wieder einen Gewissenskruppel daraus,  
daß er doch sein Ja nicht zu unserer Liebe ge-  
geben . . . (Elise schweigt und schlägt die Augen  
nieder) Siehst du? Siehst du? Ich lese in  
deinem Herzen. Dann wirst du sagen — wie  
könnte ich ihm dort wieder unter die Augen  
treten, wenn ich, da er nicht — —



Elise. (sich ermahnenb) Mein, doch — das will ich nicht sagen — nein!

Robert. Ja, du sagst's gewiß; wie du jetzt sagst, ich kann ihn nicht verlassen, wenn er nicht will, so wirst du auch jenes hernach sagen.

Elise. (nachdenkend) Dort wird mein Vater anders denken.

Robert. Worauf du ausgehst, sehe ich nun. Du denkst immer noch, mit der Zeit solle dein Vater einwilligen. Daraus wird aber nichts. Glaube mir doch nun auch jetzt, wie ich dir an dem Tage glauben sollte, da ich deine Mutter sprach. Damahls hattest du Recht, jetzt habe ich Recht.

Elise. (in prophetischem Geiste) Mein Lieber, der Fall ist doch sehr verschieden. Denke an dieß Wort! Aber — laß Gott walten!

Robert. Und dann — was soll bis dahin aus dir und mir werden? Du selbst schreibst, was auf den heutigen ersten Übertretungsfall seines Geboths folgen werde, wissest du nicht. Höchstwahrscheinlich also sehen wir uns heute zum letzten Mahle vor deines Vaters Tode. Elise, Elise, was soll ich auf Gottes weiter, breiter Erde unterdeß anfangen, beginnen ohne dich!

Elise. Ach das hätte ich dir gleich sagen

sollen; aber du lieffest mir gar keine Zeit dazu — ich besann mich eines Andern, wie ich hier gehen wollte, nahm mir das Herz und sagte ihm, daß ich einer Bewegung im Freyen bedürfte, und — — er hatte nichts dagegen. Also wir sprechen uns morgen hier wieder.

Robert. (auch wie ein Prophet) Morgen? Siehst du, wenn das wahr ist, so ist's auch wahr, daß deine Mutter nicht todt ist! So wahr wir uns heute hier sprechen, so wahr sprechen wir uns morgen hier nicht. Deinen Vater habe ich nur einmahl gesehen; aber — alle Umstände zusammengenommen, er betrügt dich dießmahl. Wetten wollt' ich, er habe dich nur gehen lassen, um zu erfahren, wohin du nun, da die Silberpappel liegt, gehest, und ob ich noch in dieser Gegend sey, und wo wir uns nun sprechen. Gewiß hat er dir nachgeschickt und sein Spion belauscht uns jetzt, ohne daß wir es wissen.

Elise. (aufhorchend) Du machst mich ängstlicher, als ich war, da ich kam. Thu nicht so.

Robert. (mit Ausdruck d'chter Pbilosophie) Ja, ich sage dir, ich halte nichts auf Ahndung; wenn aber ein so natürlicher Einfall, für den alle Umstände zusammen stimmen, Ahndung heißen soll, so habe ich allen Respect für Ahndungen. Es ist in diesem Augenblick mir nicht's



gewisser, als was ich uns weissage. Und — was alsdann?

Elise. (nun auch zaghaft werdend) Sollte mein Vater so weit gehen können?

Robert. Nicht nur so weit — noch weiter! Denk an mich.

Elise. (lebhaft) O so laß uns auf den höchstmöglichen Fall Abrede treffen! Ich bin dein — meinen Vater verlasse ich ohne seinen Willen nicht — von diesen beyden Gedanken gehe ich aus, und nun thue das Erste von dem mit mir, was du vorhin thun wolltest, und hernach alles, was ich sage — (zieht ihn mit sich zur Erde)

„Allheiliger, vor dir sind wir unheilig; aber unsere Liebe ist gewiß so heilig, wie menschliche Liebe nur seyn kann . . . . Allwissender, du weißt, was uns morgen begegnet; wir müssen erst abwarten . . . Entzählen kannst du uns Morgen nicht eher, bis Morgen Heute wird und der Bergang der Zeit die Decke abwirft . . . . Noch fürchten wir keine Trennung . . . . Erfolgte sie aber, so laß uns durch die Trennung einander noch inniger lieben lernen, und lohne uns zu dei-

ner Zeit für sie durch Vereinigung ganz und durch Vereinigung auf ewig!

Elise. (küßte nach diesem Gebet Robert noch knetend, stand auf, zog ihn in die Höhe und sprach) — Da tritt hin! (Sie trat zurück, reichte ihm die Hand und sprach wieder) — Schlag ein und sprich mir nach: Hier schwören wir dem Märtyrerthum der Liebe!

Robert. (der einschlägt) Hier schwören wir der Liebe Märtyrerthum!

Darauf umarmten sie sich so feyerlich und so lange, als führe der Eine schon auf zur Oberwelt, und als müßte der Andere noch ein Jahrtausend auf der Unterwelt zurückbleiben.

Elise. (äußerst gefeßt) Nun komm morgen wieder hieher, und übermorgen wieder, und überübermorgen wieder. Komme ich in drey Tagen nicht hieher zurück, so begib dich zur Frau von K., daß ich dich mit Briefen gewiß zu erreichen wisse. Ich aber schreibe den ersten Brief. Verstehst du mich — es ist dieß eine Abrede auf den höchsten Fall.

Robert. Wenn du nun aber bloß durch Kränklichkeit, die man nicht wissen kann,



abgehalten würdest, hieher zu kommen, und ich reisete fort — —

Elise. So schreibe ich dir nach deinem Weinberge.

Robert. Wenn du nun aber so krank würdest, daß du nicht schreiben könntest?

Elise. (so konsternet, daß sie kaum noch weiß, was sie spricht) So bist du ein Mann und thust, was du willst.

Robert stand da wie eine Eiche unter der Eiche.

Elise. (hochroth, Bewegung überall und wie die gemahlte Angst) Ich muß nach Hause. — Auf Wiedersehen! — — Morgen, morgen! (fällt ihm schnell in die Arme und reißt sich noch schneller wieder heraus) Morgen! (Robert stand verächt) Hörst du nicht? Morgen!

Robert. (mit gedämpfter Stimme) Morgen nicht!

Elise. (als sie ihn nochmals herzlich an sich gedrückt, im Fortellen) Morgen! (am Eingange in die Eltern nochmals) Morgen!

Robert. (den Hut in die Augen gedrückt

und die Arme in einander geschlagen ) Morgen nicht!

In dieser Stellung würde Robert Stundenlang geblieben seyn, wenn ihn nicht ein sehr lauter und heftiger Wortwechsel gestört hätte. Er ließ die Arme aus einander fallen, schob den Hut aus dem Gesichte, sah sich links und rechts um, um die Wortwechsler, zu entdecken, und — sah keinen Menschen. Die Thiere wurden entfernter. Endlich suchte sein Fuhrmann alle tausend Teufel, und er glaubte, daß er diesen gehört habe. Er eilte schnell zu ihm hin, ließ ihn wieder nach seinem Dorfe fahren und schlich in tiefen Gedanken ins alte Quartier, das er nimmer wieder zu beziehen gedacht hatte, zurück.

Von nun an flohen ihn Schlaf und Gemüthsruhe. Winzer und Winzerinn drangen in ihn ein, ihm die Ursache seines Nachtwandelns und seines Tagwandelns zu entdecken. „Lasset mich — lasset mich“ war seine stete Antwort. Mit Sonnenaufgang nahm er Brot und Wein und ging damit unter die Eiche; mit Sonnenuntergang kam er traurig und immer trauriger zurück. Wie er gedacht, so geschah's. „Morgen“ hatte Elise gesagt —



„Morgen nicht“ hatte er erwiedert. Robert hatte Recht. Drey ganze Tage verlebte er unter der Eiche, wartend und harrend auf Elisen. Elise erschien nicht. „Du bist Mann, thue, was du willst“ hatte sie zuletzt gesprochen. „Jenes bin ich, dieß will ich thun“ antwortete er ihr am vierten Tage unter der Eiche und ging, statt auf den Weinberg zurückzugehen, durch Ellern, Birken und Pappeln ins Dorf, wo sie wohnte.

Erst wollte er Quartier bey dem Prediger nehmen; dann bey dem Kantor. Er wiederrieth sich aber beydes und ging in die Dorfschenke. Da traf er einen Soldaten an, der mit Musikalien im Lande herum hausrte. Er fragte ihn, ob er nur durchgehe, oder ob er auch Absatz hier mit seiner Waare mache. Der Soldat erwiederte — ganz umsonst sey er nie hier gewesen; der Kantor kaufe dann und wann etwas, eine Mamsel aber, die Tochter eines alten steinreichen Pächters kaufe ihm allemahl so viel ab, daß sein Weg bezahlt würde.

Robert horchte auf und fragte ihn, ob er erst komme, oder schon wieder gehe. Der Soldat antwortete, er sey so eben erst gekommen,

und wolle Morgen seinen Umgang halten. Robert ließ ein schönes Abendbrot bereiten, hielt ihn frey und machte Vertrautheit mit ihm.

Der Soldat hielt Tags darauf seinen Umgang. Als er zurückkam, fragte ihn Robert, ob er etwas geldset. „Vor der Hand nichts. Der Kantor ist nicht bey Kasse. Die Mamsel — ich weiß nicht, was ihr seyn mag, und was im Hause passirt seyn muß — genug, sie war eingeschlossen und ein alter Bedienter mußte erst aufschließen, und als ich hinein kam, weinte sie und sagte, ich solle Nachmittags wieder kommen. Ich denke also doch, daß ich mein Schnittchen noch bey ihr machen will.“

Robert ward aufs höchste gespannt. Er ließ ein Mittagsbrot anrichten, wie der Soldat nie gehabt und gab ihm Brantwein, so viel er wollte. Nach Tische nahm er ihn auf die Seite.

„Wie viel ist dein ganzer Korb werth?“

Soldat. Dreyßig Thaler etwa.

Robert. Da hast du sie — unter der Bedingung, daß ich deine Uniform anziehe und mir den Späß mache, hausiren zu ge-



hen. Dafür sollst du, wenn ich wieder komme, deinen Korb so wieder haben, wie er da ist.

„Ho, drey mahl für ein mahl.“ Der Soldat zog seinen Uniform aus; Robert zog sie an und ging mit die Musikalien hausiren.

„Schöne Musikalien — Schöne Musikalien — wer kauft? wer kauft?“ rief Robert im Dorfe umher. Der Kantor sah ihn groß an, als er sich ihm darstellte, und bezeugte abermahls seinen Geldmangel.

Als Robert in Elisens Haus kam, mußte er lange hejaen. Endlich erschien der alte Bediente, aus dessen Hand er den Brief mit dem Injurienkorbe bekommen. „Mein Kamerad ist unpaß geworden und schickt mich her, weil ihn Mamsel um diese Zeit wieder herbestellt hat.“ Christoph schloß Elisens Zimmer auf und sah dabey Robert mehr ins Gesicht, als auf die Uniform.

Elise. (die den Kopf auf den Tisch gelegt hat und nur einen halben Seitenblick auf den eintretenden Soldaten wirft) Mein Freund — dieß mahl wollen wir's seyn lassen. Wenn er wieder kommt.

Robert ging an sie hin und strich ihr die Backen.

Elise. (die aufspringt, ihn erkennt und zurückschaubert) Ach — Ach —

Robert. (den Mustkaltentorb wegsetzend und ihr in die Arme sinkend) Meine Elise — meine liebe Elise! — „So bist du ein Mann, und thust, was du willst“ . . . Noch einmahl mußte ich dich sehen . . . Verzeihe . . . Wie gehts dir? . . .

Elise. (weinend) Schlimm — aber von nun an gewiß noch dreyemahl schlimmer. Schon bin ich eine Gefangene — was wird nun werden? Ach das hättest du nicht thun sollen — du Lieber! (beide küssen einander die Thränen ab) Wer hat dich eingelassen?

Robert. (dessen Herz Hammerschläge thut) Der Alte — ich weiß nicht, wie er heißt —

Elise. (stuttern) Ach Christoph! So eile, eile um Gottes willen, daß du fort kommst. Das ist unser Verräther; der hat uns lezthin unter der Eiche behorcht; in den Ellern traf ich ihn und da fing er an mit mir zu zanken und hat Alles dem Vater wieder gesagt. Geh, lieber Robert, geh — gewiß weiß der Vater



schon durch ihn, daß du hier bist — geh, der Vater ist hier, ehe wir's uns versehen.

In dem Augenblick sprang eine Magd herein und schrie — „Mach' Er, daß Er fort kommt; Christoph muß Pistolen laden und der Herr will Ihn todt-schießen.“

Elise. (Ihn unter Rücken fortstossend) Siehst du? Christoph hat dich erkannt. Lauf — lauf — fliehe — fliehe!

Robert. (wie angekettert am Boden) Nur noch ein Wort — ein liebes Wort noch von dir auf den Weg!

Elise. (auf einen Stuhl sinkend) Ewig-dein! — Ewigmein!

Es ward Lärm in der Hausflur. Robert ließ den Musikalienkorb im Stiche und stürzte zur Thüre hinaus. Der alte Wächter hinter ihn her. Das erste Pistol versagte. Das zweite ging loß und — fehlte.

Robert, als er im Freyen war, bekam Konvulsionen. Ein Paar Bauern brachten ihn in die Schenke. Sobald er sich erhohlt hatte, kleidete er sich um und schickte sich zur Reise an. Nach einer Stunde kam der Soldat und fragte nach seinem Musikalienkorb. „Den hab'

ich vergessen. Den mußt du dir selbst wieder hohlen.“ Robert kam auf den Einfall, zu warten, bis der Soldat zurückkäme.

Soldat. (als er mit seinem Korbe wieder ankommt) Das ist ja ein infamer alter Schelm, der Lakey. Hat er mich nicht herunter gemacht, daß ich solche Schelmstreiche mit meinem Kocke triebe! Als ich ihm endlich sagte, daß ich viel dafür könne, wenn Jemand, während daß ich in blossen Ermeln schlief, meinen Kock anzöge, ließ er sich bewegen und gab mir den Korb wieder. Muß einmahl sehen, ob noch Alles darin sey. (nach einer Weile) Was liegt denn da? — Ein Brief — ein Brief mit rother Dinte geschrieben und mit einer Nadel zugesteckt!

Robert. (der zuspringt und den Brief wegnimmt) Ach der ist an mich!

„Lob und Dank dem Erhalter deines Lebens! Mein Vater hat dich nicht getroffen. Nun gehe mir es, wie es wolle! Noch ist mir weiter nichts geschehen, als daß der Vater bald nach dem Schusse zu mir herein tobte; mich eine Bestie aller Bestien nannte, mich außs Zuchthaus zu bringen drohete und mir all mein Schreibzeug wegnahm. Ich schreibe



dir daher diese Zeilen mit einer Stecknadel, und die Linte dazu habe ich aus mir selbst genommen. Gott gebe, daß sie in deine Hände kommen! Es ist Bundesblut — halte sie werth! Ich bin dein — ewig dein — mit Fraktur im Blute schreibe ich dieß. Nun reise schnell zur Frau von R., und mache hier keinen Versuch durch einen Dritten. Alle Leute im Dorfe haltens mit meinem Vater; kein Mensch, sobald du heraus bist, hält's mit mir. Gott sey mit dir! Er ist gewiß mit mir. So bald ich kann schreib ich dir. Unterdessen mach's wie ich! Leide — hoffe — bete! Es ist Einer, der Leiden abnimmt, Hoffnung frönt, Gebet erhört. Robert — mit Blut schreib' ich Dich; ließ hier im Blut — deine Elise."

„Nachschrift. Blut — Bundesblut — Elisen's Blut.“

Robert, als er dieß gelesen, gerieth in Ekstase.

„Da hast du noch einen Laubthaler“ sprach er zum Soldaten, und taumelte zum Dorfe hinaus. Am Hecken sah er sich zum ersten Mahle um und dachte — Nichts. Am ersten Kreuzwege sah er sich zum zweyten Mahle um und dachte — Etwas. Am Ein-

gange in den Wald, der ihm in Rücksicht in Elifens Dorf verschloß, sah er sich zum dritten Male um und dachte — — Alles. Es ward ihm in diesem Augenblick, als hörte er den alten Fürsten sprechen — „Du bist hoher Empfindungen fähig; werde nicht ihr Märtyrer.“

Ende des ersten Theils.

---



